

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die *Lyoner* Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 10.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

Oktober 1888.

Inhalt: Bilder aus Persien. (Fortsetzung.) — Die Mission von Gabun. (Schluß.) — Skizzen aus Guyana. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: Palästina (die Ausföhrigen von Silo); China (hineisige Begräbnisfeier); Tongking (Ermordung eines Missionärs); Aequatorialafrika (Skavenjagden); Suban (die Gefangenen des Mahdi); Madagaskar (Orkan); Westafrika (Senegambien). — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Bilder aus Persien.

(Fortsetzung.)

6. Die Perser der Gegenwart.

Beben versprochen wir, noch einiges mitzutheilen über die neuersische Bevölkerung. Jetzt, nachdem wir die Bewohner des Landes von ihrer religiösen Seite her kennen gelernt haben, schließen sich andere Mittheilungen über dieselben am besten an.

Größe und Bevölkerung Persiens wurden bereits früher (S. 1) angegeben. Die Bewohner bilden ein eigentliches Mischvolk, welches die verschiedenartigsten Elemente in sich aufgenommen hat. Turkmener, Armenier, Juden, Kurden, Araber, Zigeuner, Abessinier, Neger, Afghanen, Belutschen, Hindu, sie alle haben zur Bildung des gegenwärtigen Perservolkes beigetragen. Es ist, wie Reisende versichern, ein schöner Menschenschlag. Der Perser ist von ziemlich dunkler Hautfarbe, nie so weiß wie der Europäer. Das Haar ist schlicht und dunkel kastanienbraun, der Bart sehr entwickelt und dicht. Seine Gesichtszüge sind ernst. Nie läßt er sich durch heftige Gemüthsaffekte erregen; vielmehr ist es ihm Sache des Studiums und der Gewohnheit, sich wenigstens äußerlich zu beherrschen. Daher vermeidet er Geberdenspiel und Gesticulationen, die ihm am Europäer vor allem auffällig sind. Ein rundes Gesicht wird hoch gepriesen und von den Dichtern als Mondgesicht besungen. Weniger anziehend scheinen die Charaktereigenschaften. Das Ideal eines Persers wird in der persischen Sprache durch das Wort „Fuzul“

ausgedrückt. Der Inhalt dieses Begriffes läßt sich etwa in folgender Weise umschreiben: ein fein auftretender, durchtriebener, gewinnföhtiger, nach oben kriecheuder, nach unten herfischer, oberflächlich gebildeter Mensch. Auch ist es bezeichnend, daß dem Perser für die Begriffe Tugend, Dankbarkeit, Ehre, Reue, Gewissen jede Bezeichnung fehlt. Nach dem Chinesen wohl das höflichste Volk Innerasiens, liebenswürdig und redselig, leben sie mit der Wahrheit meistens auf gespanntem Fuß. Ja, der Perser macht nicht einmal Anspruch darauf, daß man seinen Worten glaube. Wenn auf einer Lüge ertappt, gibt er dieselbe verbindlich lächelnd zu, sagt aber im folgenden Satz unter vielen Bethuerungen eine zweite Unwahrheit. Im Essen sind die Perser sehr mäßig. Die Hauptnahrung aller Klassen besteht aus Reis mit Schafffleisch oder Geflügel; sie nennen dies Gericht, je nachdem es mehr oder weniger fett zubereitet ist: Pillau und Tschillau. Süßigkeiten aller Art, in Zucker eingemachte Früchte und Gemüse sind sehr beliebt. Vielleicht läßt sich die große Vorliebe für Buttermilch, welche in ganz Persien sich zeigt, auf die Abstammung von Nomadenvölkern zurückführen. Berauscheude Getränke werden von den Männern bis zur Betrunkenheit genossen, ebenso narkotische Genußmittel. Tänze, Feuerwerke, theatralische Vorstellungen sind dem Perser unentbehrlich.

Der berühmte Orientalist Bamberg gibt eine anschauliche Beschreibung solch einer Schaustellung: „Der Menge mich an-

schließend, gelangte ich bald in den Hof des Gouverneurs, in dessen Mitte sich eine 2 m hohe, viereckige Terrasse, hier Saku genannt, erhob, um welche herum auf hohen, langen Stangen Tiger- und Pantherhäute, stählerne und lederne Schilde, schwarze Fahnen und nackte Schwerter aufgehängt sind; mitunter auch einige Lampen zur Beleuchtung der nächtlichen Vorstellung. Dies ist die Bühne. Während auf der linken Seite die Frauen Platz nahmen, wurde die andere Seite von den Männern eingenommen. Der Gouverneur mit Familie und den Vornehmen der Stadt sah dem Schauspiel vom ersten Stod aus zu. Alles war in tiefe Trauer gehüllt und machte eine düstere, unbeschreiblich trübe Miene. Bevor das Stück beginnen sollte, stellte sich ein Derwisch von verwirrtem Aussehen, welches wahrscheinlich dem unmäßigen Genuß von Opium zuzuschreiben ist, auf die Bühne mit einem gewaltigen Rufe: „Ja Ru menin!“ (O ihr Rechtgläubigen!) und es ward augenblicklich stille. Er fing ein langes Gebet zu recitiren an, in welchem er die Tugenden und Heldenthaten der schiitischen Großen hervorhob und in ebenso sehr hyperbolischen Ausdrücken die Laster und die Bosheit der sunnitischen Welt schilderte. Als er zu den hervorragendsten Männern der letztern Secte kam, rief er: „Brüder, diesen wolltet ihr nicht fluchen, diese nicht verdammen? Ich sage: Fluch den drei Hunden, den Usurpatoren Abu Bekr, Omar und Osman!“ Er hielt inne, und die ganze Versammlung hob an, einstimmig mit „bischbad, bischbad“ (noch mehr sei es, noch mehr sei es!) seine Flüche und Verwünschungen zu bekräftigen. Er ging weiter; er fluchte Meschah, der Frau des Propheten, er fluchte Moawia, dessen Nachfolger Irzid, Schamr und allen notorischen Feinden des Schiismus. Bei jedem Namen donnerte von der Menge ein gewaltiges „bischbad“ entgegen. Darauf fing er an, in einer schwülstigen Rede den Schah, die jetzigen Ulema Persiens und den Gouverneur zu preisen. Als er geendet, verließ er in höchster Aufregung die Plattform, schnell der Menge zufliehend, um sein Honorar für den dargebrachten Eifer zu erhalten. Dies war der Prolog . . . Das zweite Stück sollte die Aufopferung Isaaks durch Abraham vorstellen und wurde auch ziemlich treu gegeben. Der alte Patriarch zieht das Schwert, legt die Schärfe auf den nackten Hals des Kindes, und als er eben schneiden will, erscheint der Engel mit zwei Schafen. Das Kind springt auf, die Thiere werden statt seiner geschlachtet, aus denen die Schauspieler sich dann ein gutes Nachtmahl bereiten. Wie beim ersten Stück, so fiel mir auch hier die Geschicklichkeit und der Ernst der mitspielenden Kinder auf. Man findet unter ihnen solche, welche kaum das sechste Jahr erreicht haben, und dennoch können sie ihre auf mehrere Hundert Verse sich belaufende Rolle gut auswendig. Auch Mimik und Gesticulation ist eine derartige, daß sie selbst bei uns in Europa nicht getadelt werden könnte. Das Wunderlichste ist aber, daß sämtliche Recitate gesungen werden müssen, und oft finden sich Leute mit guter Stimme vor, die, besonders was Klägliches und düstere Töne betrifft, auf jede Gesellschaft eine tiefe Wirkung ausüben würde. Die schönsten Vorstellungen sind unstreitig die, welche am Hofe in Teheran gegeben werden, wozu von den Gesellschaften nur die türkische, als die einzige mohammedanische, geladen wird. Als Gast der letztern war es auch mir vergönnt, einer solchen Vorstellung beizuwohnen, und die Pracht, die bei dieser Gelegenheit zur Schau getragen wurde, ist mir wahrhaft unvergänglich. Die Schauspieler waren alle in die feinsten und kostbarsten Shawls gehüllt, ihre Waffen mit echten Diamanten und anderen Edelsteinen geziert; die Gefäße waren

aus Gold und Silber.“ Frauenrollen werden stets durch Männer gegeben.

Sehr malerisch nimmt sich die persische Tracht aus. Auf dem Kopf des Mannes sitzt die spitze, schwarze tatarische Lammfellmütze. Nur gewisse Stände, wie Schullehrer, Aerzte und Apotheker, tragen den Turban. Der weite, faltenreiche Rock wird mittelst eines Gürtels zusammengehalten. Ist das Wetter kühl, so legt der Perser noch einen kurzen Leibrock an, der vielfach mit Pelzwerk verbrämt ist. Bei Besuchen wird über alle Kleider ein großer Mantel, „Dschubbeh“, geworfen, welcher bis auf die Füße fällt, und dessen Ärmel so weit und lang sind, daß die Hände bis zu den Fingerspitzen in denselben verschwinden. Sehr wichtig ist das Taschentuch; es wird aber nicht in der bei uns üblichen Weise benutzt, sondern für den Perser ersetzt es die Handtasche; in demselben trägt er Schreibzeug, Actenstücke, Briefe, Fleisch, Gemüse u. s. w. Ungemein viel hält der Perser auf Höflichkeit, welche aber nur aus leeren Redensarten besteht, wobei jedermann weiß, was er davon zu halten hat. Bis in die untersten Volksschichten dringt dieses hohle Wesen. Da begegnet sich z. B. zwei schmutzige Kameeltreiber. In gemessener Weise küssen sie sich gegenseitig die schwieligen Hände. Darauf beginnt erst die eigentliche Begrüßung, welche oft fünf Minuten beansprucht, indem einer dem andern in höflichen Fragen es zuvorthun will. Nach dem ersten „Salam“ fragen beide fast gleichzeitig: „Bist du munter?“ „Geht es dir gut?“ „Ist alles in Ordnung?“ „Ist dein Haus wohl?“ Jetzt reichen sie sich die Hände, und jeder küßt des andern Handgelenk dreimal. Dann erst erfolgt die Antwort auf den Fragenschwall: „Durch Gottes Güte befindet sich alles wohl.“ Wieder gleichzeitig entsteht darauf ein Kreuz- und Quersagen nach Neuigkeiten. Doch der gute Ton, auch beim Kameeltreiber, erfordert, daß man in Bezug hierauf vollständige Unkenntniß heuchelt, indem jeder auf die feierlichste Weise behauptet, daß auf der ganzen Welt ihn nichts interessire, als einzig nur das Wohlbefinden des andern. Weiter kann man in der Höflichkeit nicht gehen, und so beeilt sich denn jeder nach dieser Schlusssphäre, seinen unterdessen stoisch voranschreitenden Kameelen nachzukommen. — Nehmen wir bei diesen wohlgelesenen Redewendungen persischer Kameeltreiber Veranlassung, einige allgemeine Bemerkungen über Sprache und Literatur des Perserreiches anzuschließen.

Die ältesten Schriftdenkmale, die Inschriften der Achämenidenkönige, sind im sogenannten Altpersischen abgefaßt. Aus diesem entwickelte sich das Mittelpersische, die Reichssprache der Sassaniden-Dynastie. An dessen Stelle trat um das siebente Jahrhundert nach Christus die Parthisprache, noch ungetrübt durch das Idiom der mohammedanischen Eroberer. Infolge des allmählichen Eindringens arabischer Elemente entstand sodann das heutige Neupersisch. Als Schriftsprache dient letzteres außer in Persien noch in Turkistan, Belutschistan, Afghanistan und in einem großen Theil von Indien. Das Alphabet ist im wesentlichen das arabische; für die Vocale gibt es keine besonderen Buchstaben. Dieselben werden durch drei über oder unter die vorausgehenden Consonanten gesetzten Unterscheidungszeichen ausgedrückt. Unsere Kenntniß der persischen Literatur beginnt eigentlich erst mit dem Aufkommen des Neupersischen, also mit der Herrschaft des Mohammedanismus. Vor dieser Zeit, unter den Sassaniden, muß allerdings schon Bedeutendes von altpersischen Schriftstellern geleistet worden sein; allein der Fanatismus des Islams hat fast alles zerstört. Der Khalife Omar ließ bei der Eroberung von Mabain die dortige große Bibliothek mit all

ihren Schätzen verbrennen. Erst gegen Ende des zehnten Jahrhunderts begann unter der sorgsamten Pflege feinsinniger Fürsten aus der Samaniden- und Ghasnawiden-Dynastie eine neue Blütezeit der persischen Literatur. Vor allem war es das Heldeugebiet, welches damals sich besonderer Beliebtheit erfreute. Zur Zeit, da in Deutschland das gewaltige Nibelungenlied erklang, wurde der Perser durch das Epos „Wamir und Asra“ vom Dichter Busrudschmirh in Begeisterung versetzt. Weit aus dem Osten aber in der nationalen Heldendichtung leistete Firuzi (gest. 1020) mit seinem berühmten „Schahname“ (Heldenbuch), in welchem, Dichtung und Wahrheit zu einem poetischen Ganzen verwoben, die Geschichte des Landes bis zum Untergang des Sassanidenreiches geschildert wird. Auch in der Geschichtsschreibung thaten sich viele persische Schriftsteller hervor. Philosophie und die mathematischen Wissenschaften hatten gleichfalls ausgezeichnete Vertreter. Die bedeutenderen griechischen Werke auf diesen Gebieten fanden bald ihre persischen Bearbeiter und Uebersetzer.

Heutzutage ist in Persien der Stand der Wissenschaften ein sehr niedriger, trotz der 72 Zweige, welche dieselbe zählt. Wenn also ein Muschtahid sich brüstet, alle diese 72 Fächer studirt zu haben, so hat es mit dessen Gelehrsamkeit doch noch nicht viel auf sich. Andererseits kann man aber auch nicht sagen, daß der Unterricht eigentlich vernachlässigt werde. Es bestehen vielmehr eine bedeutende Anzahl sogen. Medressen, d. h. Schulen, in welchen Lesen, Schreiben, persische, arabische und türkische Literatur, Redekunst, Dichtkunst, Mathematik, Arzneikunde, Korankenntniß und Lehren der Weisheit und Tugend gelehrt werden. Ihrem Ursprung nach sind die Medressen meistens Stiftungen fürstlicher Personen oder reicher Privatleute und oft mit Geldmitteln so trefflich ausgestattet, daß für Kost, Wohnung, Kleidung und Bücher der Lehrer und Schüler reichlich gesorgt ist. Erstere, welche Muderris heißen, sind glänzend besoldet, lassen sich aber häufig durch gewöhnliche Derwische vertreten, deren Aeußeres — wie unser Bild (S. 204) zeigt — mit einem Lehrer der Weisheit wenig gemein hat. Die Räumlichkeiten solch einer persischen Hochschule bestehen aus einer Menge einzelner Zellen, Hallen, Höfe und Hörsäle, zumeist in unmittelbarer Nähe einer großen Moschee. Die bedeutendsten Medressen befinden sich zu Isfahan, Medina und Bagdad. Von ersterer entwirft ein französischer Reisender nachstehendes anmuthige Bild: „Schon oft führte mich mein Weg am Eingang der Medresse des Schah Hussein vorüber, und jedesmal war ich versucht, einzutreten, weil das Bauwerk meine Bewunderung erregte wegen seiner gewaltigen Verhältnisse, wegen des Glanzes seiner blauen Kuppel und der zahlreichen Minarets, welche hinter einem Vorhang von grünem Laubwerk hervorlugten. Meine hoch gespannten Erwartungen wurden durch die Wirklichkeit weit übertroffen. Der spitzbogenförmige Eingang ist gerade in der Mitte der 100 m langen Stirnseite des Gebäudes. Eine schöne Schiffstau-Verzierung in blauer Fayence, deren beide Enden auf alabasternem Sockel aufliegen, bildet rings um diese Thüröffnung einen prachtvollen Gurtbogen. Das Thor selbst ist von Cypressenholz mit eingeleigten Silberplatten. Ich überschreite die Schwelle und befinde mich in einer weiten, achteckigen Vorhalle, die von einer Kuppel überwölbt ist. Rechts und links sind Holzstufen angebracht, auf welchen die mannigfaltigsten Gewächse zum Verkauf ausliegen: herrliche Pfirsiche, Trauben, die aus Kanaan zu stammen scheinen, geronnene Milch, Gurken u. s. w. Diese Halle, in welcher zur Essenszeit Lehrer und

Schüler ihre Erfrischungen einnehmen, ist auf allen Seiten von hohen Thorbogen durchbrochen. Der eine führt zum Eingangsthor, durch welches ich gekommen bin; je zwei andere rechts und links führen zu Nebenhallen; der vierte bildet den Eingang zum Haupthof der Medresse, in welchem kräftige Platanen ihre Schatten werfen. Die Augen, geblendet durch den Schimmer der emaillirten Ziegel, welche unter den Strahlen der Sonne aufleuchten, sehen anfänglich nur das Mäßige des Gesamtbildes. Die Bäume spiegeln sich in den klaren Wassern der langgestreckten Marmorbecken, und bilden mit ihrem Gezweige eine dunkle Umrahmung, von welcher sich in der Ferne, wie in Licht gebadet, die bunte Kuppel und die Minarets abheben. Auf dem türkis-blauen Grund dieser Kuppel treten in hellem Weiß und lichthem Gelb anmuthige Spiralen und Schnörkel hervor, eingefast in Blau und Schwarz. Die ganze Verkleidung des untern Theiles des Gebäudes ist aus milchweißen Fayence-Quadern, überdeckt von tiefblauem Netzwerk. Ich kenne in Europa kein Bauwerk, welches für den Beschauer eine ähnliche Wirkung hervorbrächte, wie diese persische Medresse. Die Schülerzahl ist nicht sehr bedeutend. Wenn nicht die Verkäufer in den Vorhallen und einige Priester, welche, auf ihren Thürschwällen sitzend, ernsthaft ihre Pfeifen rauchen, Leben in das Gebäude brächten, so könnte man diese Hochschule für ausgestorben halten, wie die Karawanserei und den Bazar, welche dicht daneben liegen.“

Werfen wir noch einen Blick in die Wohnungen der Perser. Da haben wir zwischen Dorf- und Stadthäusern zu unterscheiden. Erstere sind aus Erd- oder Lehmziegeln erbaut und haben nur zwei Räume. Die besseren Stadthäuser zeigen auf der Straßenseite eine kahle, fast fensterlose Wand. Durch einen kurzen Gang gelangt man in den innern Hof. Derselbe ist mit bunten Fliesen belegt; in seiner Mitte sprudelt ein Springbrunnen. Das Haupthaus liegt an der Rückseite dieses Hofes. Es ist zweistöckig mit flachem Dach. Im untern Stock ist der Empfangssaal, „Diwan Chaneh“; eine sehr kostbare Glaswand von farbigem, gebranntem Glas schließt dieses Prunkgemach vom Hofe ab. Innenbzig ist der Diwan auf drei Seiten mit Stuck bekleidet; goldene und blaue Arabesken legen sich über das Ganze. Rings an den Wänden liegen schwere Filzpolster zum Sitzen. Der zweite Stock enthält die Winter-Schlafzimmer, während zur Sommerzeit das flache Dach zur Nachtruhe benützt wird. Etwas an die homerische Beschreibung des Odysseus-Palastes auf Ithaka erinnert die Einteilung des persischen Hauses in die Männerwohnung, „Merdana“, und das Frauenhaus, „Enderun“. Beide sind durch Gartenanlagen getrennt. Diese Gartenanlagen bringen uns auf die Bodenerzeugnisse des Landes; zuerst aber noch etwas über Klima und sonstige Beschaffenheit des weiten Reiches.

Mit Einschluß der westlichen Grenzländer Afghanistan und Belutschistan ist das ganze Gebiet bis zum Indus ein einziges, mannigfach abgestuftes Tafelland, rings von Randgebirgen umgeben. Gegen die Mitte zu senkt sich dieses Becken bis zu 300 m Tiefe. Dies und der ungemein große Salzgehalt in dieser von Wüsten erfüllten Niederung beweist, daß hier früher ein gewaltiges Binnenmeer vorhanden war. Die Gebirge, namentlich der Elburs im äußersten Norden, erheben sich bis zu der bedeutenden Höhe von über 6000 m. An den Abhängen derselben liegen die lieblichsten und fruchtbarsten Landstriche. Die Verschiedenheit des Klimas ist sehr groß: hier ewiger Sommer mit verzehrender Hitze, dort eisiger Winter. In Teheran zeigt das Thermometer schon im October — 5° Reaumur, und im

März schneit und friert es daselbst noch tüchtig. In Schiras, welches nur sieben Grad südlicher liegt, fällt das Thermometer in den Sommermonaten kaum je unter 30° Reaumur. Nichtsdestoweniger besitzt das Land eine auffallende Fruchtbarkeit. Haupterzeugnisse sind: ausgezeichnete Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte und Wein. Am Kaspischen Meer wird Reis gebaut, daneben der Maulbeerbaum in Menge gepflanzt, weil dort Seide ein wichtiger Handelsartikel ist. Tabak gewinnt man in Chorasfan und bei

Schiras, Indigo in Laristan. Der Reichtum an Früchten ist unerschöpflich. Datteln, Granatäpfel, Melonen — die schönsten der Welt —, Äpfel, Birnen, Aprikosen, Citronen, Orangen gedeihen in Fülle. Von bezaubernder Schönheit muß der zu Persien gehörende Südrand des Kaspischen Meeres sein. Prächtige Laubholzwälder treten dort bis an das Meeresufer. Hochragende Eichen, Buchen, Ahorne, Ulmen erfreuen das Auge; um die schlanken Stämme schlingen sich üppig wachsende Weinranken. Leider hat in Persien die Opiumbereitung die größte Ausdehnung gewonnen. Gewaltig wurde im Jahre 1860 von der Regierung die Mohnkultur eingeführt. Alles taugliche Land mußte mit

Mohn bestellt werden. Der Schah und die Beamten fanden eben, daß der Opiumhandel sehr einträglich sei. Diese unsinnige Verfügung, statt Korn Mohn anzubauen, hatte zunächst die gräßliche Hungersnoth vom Jahre 1870—1871 zur Folge, welcher 1½ Millionen Menschen zum Opfer fielen. Jetzt führt

Persien allerdings über 140 000 kg Opium aus — zum Verderben seiner Nachbarn. Aus dem Thierreich ist der Löwe und Tiger zu erwähnen, ferner Leoparden, Wölfe, Hyänen, Bären und Wildschweine in großer Anzahl. Die Esel- und Pferdezuucht steht in hoher Blüte. Als Lastthier dient vorzugsweise das Kameel; ausgewachsen trägt dasselbe ohne große Beschwerde bis zu 12 Centner. Nach der Anzahl von Schafen, Kameelen und Pferden wird der Reichtum des Persers berechnet. Es gibt

Grundbesitzer, deren Vermögen sich auf 140 000 Schafe, 20 000 Kameele und 6000 Pferde bezieht.

Was die Regierungsform des weiten Landes angeht, so ist dieselbe eine unumschränkte monarchische. Das Staatsoberhaupt, der „Schah in Schah“, führt den Titel: „König der Könige, der heilige, erhabene und große Monarch, der unumschränkte Herrscher.“ Erst in allerneuester Zeit ist den Unterthanen Sicherheit ihres Privateigentums, über welches früher der Schah verfügen konnte, gewährleistet. Jeder Provinz ist ein Hakim vorgesetzt; derselbe ist meistens ein Prinz aus der Königsfamilie. Unter ihm steht für die großen Städte ein Kelanter und Darogha und für die kleineren Ort-



Derwisch und Student in der Medresse.

schaften ein Redhuda, welcher ungefähr unserem Dorfschulzen gleichkommt. Diese Beamten, vom Schah in Schah bis zum Redhuda, geben sich den schmachlichsten Erpressungen hin; das arme Volk scheint nur da zu sein, um ausgezogen zu werden. (Schluß folgt.)



Medresse des Schah Hussein zu Isfahan.

Die Mission von Gabun.

(Mitgetheilt von P. Buléon aus der Congregation des Heiligen Geistes und des heiligen Herzens Mariä. — Schluß.)

4. Erfolge.

„Die 43 Jahre apostolischer Arbeiten und Leiden, die seit der Gründung der katholischen Mission von Gabun verfloßen sind, blieben also nicht ohne Frucht. Man sehe nur, wie diese Stämme, welche früher mit Europäern keinen Verkehr hatten, Schritt für Schritt ihre barbarischen Sitten ablegen und die unserigen annehmen, sogar unsere Sprache; man sehe, wie diese trägen Leute, die von Betriebsamkeit keine Ahnung hatten, jetzt Handel treiben und die Ausfuhr ihrer Landeserzeugnisse befördern; man sehe, wie die Jugend sich in unsere Schulen drängt und Erfolge erzielt, welche man bei einer so tief stehenden Menschenrasse für unmöglich halten sollte. Am meisten setzt das Talent der Gabunesen für Musik, sowohl für Vocal- als Instrumentalmusik, in Staunen. Man benützt das, um den Gottesdienst feierlicher zu gestalten, und an allen hohen Festen nehmen die alten Zöglinge an den Aufführungen unserer Musikkapelle theil. Dann zählt dieselbe 30—40 Köpfe, und am Frohnleichnamsfeste oder am Feste Mariä Himmelfahrt sagen die Eingeborenen außer sich vor Freude, wenn sie unter den Klängen der Musik und frommer Lieder die Procession vorbeiziehen sehen: „O diese Weißen! Diese Weißen, die wissen Feste zu feiern!“

Aber es ist nicht genug, die jungen Leute zu erziehen; der Missionär muß es verstehen, die der Schule entwachsenen Jünglinge unter seiner väterlichen Leitung zu bewahren, und Gott sei Dank, unsere Christen bleiben ihm willig während ihres ganzen Lebens verpflichtet. Nach und nach erhebt sich ein Kranz von christlichen Dörfern rings um die Mission, oft auf Grund und Boden, welchen die Mission zu diesem Zwecke schenkte. So entsteht das große Dorf St. Anna, über welches die „Katholischen Missionen“ vor kurzem berichteten. (Vgl. oben S. 22.) Es liegt zwischen Libreville und St. Maria; die Bevölkerung ist aus Familien zusammengesetzt, die von allen Seiten zusammenströmten, um unter der Leitung der Patres ein christliches Leben zu führen. Da finden sich Bulus, Pahuns, Urungus, und selbst Portugiesen sind von der nahen Insel St. Thomas herüber gekommen. An Sitten und Bräuchen sind mithin die Einwohner von St. Anna sehr verschieden; „aber wir lieben uns dennoch“, sagen sie, „denn wir wohnen hier zusammen als Kinder Gottes“. In einiger Entfernung wurde vor längerer Zeit schon auf einem Hügel ein Denkmal der hl. Anna errichtet; von dort herab schaut die erhabene Patronin der christlichen Familien segnend auf Afrika und beschirmt diese aufblühende Christengemeinde. (Vgl. das Bild S. 208.)

Hier und dort begegnet man noch anderen Dörfern, deren fromme Namen verkünden, daß sie christlich sind, so Nazareth, Heiligenberg (Montaigne-Sainte), St. Johann u. s. w. Außer diesen größeren Dörfern haben die Gabunesen mitten in den Wäldern und oft in großer Entfernung noch kleinere Weiler. Wenn nämlich die schöne Jahreszeit eintritt, sucht sich jeder mit Nahrungsmitteln für die Regenzeit zu versorgen. Der Boden gehört aber dem ersten besten, der ihn bebaut; so wählt sich jeder ein fruchtbares Plätzchen zu seinem Garten, und wäre es auch 5 oder 6 Stunden entfernt. Da pflanzt er dann seinen

Maniot und seinen Mais; eine Hütte ist bald gebaut, und man richtet sich häuslich ein, bis die Regenzeit zur Rückkehr in das Dorf nöthigt, das während der sonnigen Tage ziemlich verlassen lag. Diese Weiler im Walde sind aber die Schlupfwinkel des Fetischdienstes und der landesüblichen Zauberei. Der Aberglaube hat in der Brust des Negers tiefe Wurzeln geschlagen, und der Missionär muß seine Neubefehrten unter sorgsamer Pflege hüten, wenn sie nicht rückfällig werden sollen. Er muß deshalb fleißig die Leute im Walde besuchen, bald zu Fuß und bald zu Pirogue; denn der Tod rafft sie oft mitten in der Arbeit weg. Der liebe Gott, der seine Schritte lenkt und seine Arbeit segnet, steht ihm auf diesen apostolischen Ausflügen bei, und selten kehrt der Missionär heim ohne das tröstliche Bewußtsein, irgendetwas eine Seele gerettet zu haben.

Da haben Sie in wenigen Worten ein flüchtiges Bild der gegenwärtigen Lage unserer Mission von Gabun. Was wir hier thun, vollbringen andere eifrige Mitbrüder an den übrigen Hauptorten des Vikariats: zu Venue am Niger, zu Venito, am Cap Esterias, zu St. Paul von Donghila am Camo, zu Lambarene bei den Galloas und endlich im Lande der Abumas. Freilich das alles ist noch wenig im Vergleiche zu dem, was sich erreichen ließe, wenn wir mehr Arbeiter und reichere Hilfsquellen hätten. Jahr für Jahr kommen Häuptlinge aus dem Innern zu Msgr. Le Berre mit der inständigsten Bitte, daß er ihnen Missionäre schicke. Leider können wir den Wünschen nicht entsprechen, ja die schon begonnenen Arbeiten kaum aufrecht halten, während andere Mittel im Ueberflusse haben.

Vierzig Jahre verkündet Msgr. Le Berre jetzt den Völkern am Gabun das Evangelium. Der ehrwürdige Bischof kam schon in den ersten Jahren des Bestandes unserer Mission hierher. Was hier vollbracht wurde, ist zum großen Theil sein Werk; deshalb blühet auch sein Herz, wenn er sein Unermöglichen sieht, mit den wenigen Arbeitern und Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, der Noth so vieler Seelen zu begegnen. Wir hören nicht auf, zum Herrn der Ernte zu rufen, daß er viele und eifrige Mitarbeiter sende.

Im Laufe des Jahres 1886 hatten wir den Trost, 330 Erwachsene und 120 Kinder zu taufen.“

5. St. Venito.

P. Buléon erwähnte oben auch der Missionsstation Venito. Eine sehr interessante Beschreibung derselben entnehmen wir der „Deutschen Kolonialzeitung“ (1886 S. 344 ff.). Der deutsche Capitän R. Rabenhorst, ein durchaus billig denkender Protestant, der die Wirksamkeit der Söhne des ehrwürdigen Libermann in Westafrika selbst kennen lernte, schildert uns seine Eindrücke wie folgt:

„Die Station St. Venito der katholischen Mission liegt etwa 6 km südlich von der Mündung des Venitosflusses bei dem Orte Sipolo. Hier hat der Orden „du St. Esprit et du St. Coeur de Marie“ ein großes, unbenutztes Terrain am Meere erstanden, welches sich weit ins Innere erstreckt. Auf beiden Seiten dieses Gebietes liegen Dörfer hinter hohen Wäldungen auf einer Anhöhe, welche weniger bewaldet ist als der davorliegende, etwas

sumpfige, vom Meere mit der Zeit angespülte, etwa 150 m breite Landstreifen. Demnach wurde die Mission auch auf der Anhöhe errichtet, etwa 30–50 m über dem Meere, und der davorliegende Waldgürtel niedergeschlagen, so daß der Seewind die ganze Station kühlend bestreichen kann. Nur einige Baumwollbäume ließ man auf diesem Terrain stehen: daselbe dient nun, nachdem es eingefriedigt und mit einem Schutzbach versehen worden, als Weideplatz für das Vieh.

Der Strand am Meere ist bei niedrigem Wasser die natürliche Landstraße hier zu Lande, von der sich schmale Pfade durch Gras und Gebüsch nach den Ortschaften ziehen. Dementsprechend ist der Hauptweg nach der Mission angelegt. Derselbe ist etwa 2 m breit aufgeworfen und an beiden Seiten mit Abzugsgräben für das Wasser versehen, da er durch den sumpfigen Landgürtel gelegt werden mußte; er wurde nach Anlage auch sogleich mit einer Allee Kokospalmen bepflanzt. Als erstes Gebäude treffen wir hier auf den Bootschuppen der Station am Strande, zur Seite des eben erwähnten Weges. Unter demselben werden die zur Station gehörigen Kanoes aufbewahrt und vor Sonne und Regen geschützt; auch ein selbstgefertigtes Boot, auf Rollen stehend mit Balkenunterlage, befindet sich hier, so daß es schnell und leicht zu Wasser gebracht werden kann. Hat man die Höhe erreicht, wo die Gebäude aufgeführt sind, so genießt man eine recht schöne Aussicht über das Meer, welches in tiefem Blau erscheint, nur unterbrochen von leicht sich brechenden Wellen, wenn des Nachmittags der Seewind eingeseht hat; wie ein Rahmen um dies Bild erscheinen dann die stehengelassenen Baumwollbäume, die mit ihren mächtigen, hohen Stämmen, die knorrige, leicht belaubte Kronen tragen, alles überragen. Die Gebäude selbst bestehen aus Wohnhaus, Kapelle, Schule, Wohnhaus für die Kinder und Lagerhaus für die als Geld benützten Güter und den gelieferten oder gekauften Proviant zum täglichen Gebrauch und die Küche. Diese 6 Gebäude umschließen einen Hof, welcher mit Bäumen, hauptsächlich Orangen, bepflanzt ist, wo die Kinder unter Aufsicht der Patres sich ergehen und ihre Freistunden verbringen. Das Haus, in welchem sich die Kapelle befindet, enthält außer der Sakristei noch ein Wohnzimmer für außergewöhnlichen Besuch. Das Wohnhaus ist in 4 Räume eingetheilt, nämlich in ein Schlaf- und Wohnzimmer für den Obern, die beiden Kammern der anderen Patres und das Refectarium, welches außerdem eine kleine Vorrathskammer enthält. Alles ist soweit als möglich dauerhaft gearbeitet und den Ordensregeln entsprechend sehr einfach eingerichtet.

Im Schulhause befindet sich die Wohnung des Ordensbruders, welcher von hier aus das Schulzimmer beobachten kann, da daselbe außer zu Lehrzwecken den Kindern auch zum Aufenthalt dient, wenn das Wetter regnerisch und stürmisch ist. Das Wohnhaus für die Kinder enthält das Esszimmer mit Tischen und Bänken, sowie einen Schrank zum Aufbewahren des Geschirres, eine Kleiderkammer, wo der Sonntagsanzug der Knaben aufbewahrt wird; ferner den großen, geräumigen Schlafsaal. Die Schlafstätten der Kinder bestehen aus etwa 3 Fuß über den Boden erhöhten Holztaseln, 6 Fuß lang, 2 Fuß breit, auf denen zum Schutze gegen die Kälte je eine Matte aus Bast als Unterlage und eine Decke dient, die des Tags aufgerollt am Kopfe liegt und gleichfalls von der Mission geliefert wird. Eine jede Schlafstätte ist 2 Fuß von der andern entfernt und sind 4 Reihen davon aufgestellt. Der Schlafsaal wird während der ganzen Nacht von einer Lampe erleuchtet.

Den Schluß des Quadrates bildet die Küche für die Missionäre, dem Wohnhause gegenüber.

Diesen Gebäuden reihen sich noch eine Anzahl anderer Bauten an, wie die Küche für die Knaben und die in der Station beschäftigten Arbeiter; denn dieselben kochen ihr Essen, bestehend aus Reis, Maniok mit Fleisch oder Fischen, selbst; ferner ein Hühnerstall mit Bruteinrichtungen für Hühner, Enten und Gänse; ein Stall für Schafe und Ziegen, in denen dieselben nachts eingeschlossen und die Mutterthiere mit ihren Lämmern von der Herde abgefordert werden können. Schließlich sei noch des Krankenhauses erwähnt, in welches Neger aufgenommen und unentgeltlich von den Patres verpflegt werden, wenn sie, von den übrigen Dorfbewohnern verlassen, hilflos in ihrer Hütte liegen und dies zur Kenntniß der Obern kommt. Alle Bauten haben nur Erdgeschossräume, sind aus Blattstielen der Raphiapalme, mit Matten aus den Fiederblättern derselben gedeckt, und ist der Fußboden aus festgeschlagenem Lehm hergestellt. Nur die Kapelle und die Wohnräume der Weißen sind mit Planken gedeckt; dieser Fußboden ist von der Erde etwa 2–3 Fuß erhöht. Um diese Gebäude gruppieren sich die Pflanzungen und Gartenanlagen; doch ist der Gemüsegarten in der Nähe des Brunnens angelegt, welcher die Station mit klarem, gutem Trinkwasser versorgt. Der tägliche Verlauf des Lebens in einer solchen Station gestaltete sich in Benito wie folgt: Schon um 5 Uhr des Morgens beginnt der Tag für die Missionäre; dieselben haben bis 6 Uhr die Frühmesse abgehalten, zu welcher Zeit die Kinder geweckt werden. Nach einem gemeinschaftlichen Gebet werden sie zum Waschen an den Strand geführt; gegen 7 Uhr nehmen sie vielleicht etwas Nahrung zu sich, was jedoch nicht in der Tagesordnung vorgesehen ist. Bis 8 Uhr wird es den Kindern überlassen, sich gegenseitig die Sandflöhe aus den Füßen zu entfernen, da dieselben leider sehr zahlreich sind und die Kinder viel von ihnen zu leiden haben.

Nachdem von 8–10 Uhr Unterricht erteilt worden ist, mit einer Pause um 9 Uhr, in welcher sie sich spielend beschäftigen können, werden die Knaben von 10–11 Uhr mit Hausarbeiten und in den anzulegenden Plantagen körperlich beschäftigt, worauf von 11–12 Uhr wieder eine Unterrichtsstunde folgt. Währendem hat der Obere, P. Desorme, die nothwendigen Arbeiten angeordnet und deren Fortgang mit Fr. Reichert beaufsichtigt, Lebensmittel von den Eingeborenen gegen Rum und Tabak eingekauft u. s. w. Rum wird den dazu abgetheilten Knaben für die Kinder das Essen verabreicht, worauf sich die Weißen ins Refectarium begeben, wo einige Schüler unter Anleitung des Ordensbruders den Tisch gedeckt und die Speisen vom Koch gebracht haben. Von 12–2 Uhr sind die Kinder ihren Spielen überlassen, worin sie von den Patres unterwiesen werden; auch europäische Spiele sind ihnen bereits gelehrt worden, die sie auch mit Lust und Eifer aufgesaßt haben.

Von 2–3 Uhr folgt dann wieder Unterricht, worauf sie von P. Truchslcr, welcher die Knaben in Benito unter seiner besondern Leitung hat, spazieren geführt werden. Währendem hat P. Fuchs seine Besuche in die umliegenden Dörfer gemacht und seine Sprachstudien im besondern aufgenommen, worauf um 5 Uhr mit der Rückkehr der Knaben der Hauptdienst aufhört, wenn nicht bis 6 Uhr noch eine Repetitionsstunde eingeschoben wird. Bis 8 Uhr dürfen sich dann die Knaben mit Spielen oder mit freiwilligen Unterrichtsgegenständen beschäftigen, wobei die Patres thätigen Antheil nehmen.

Nachdem um 7 Uhr das Abendbrod eingenommen ist, werden sie um 8 Uhr nach Verrichtung des Nachtgebetes zur Ruhe geschickt und im Schlaftaal während der Nacht eingeschlossen. Die Missionäre selbst gehen in der Regel zwischen 9 und 10 Uhr zu Bett, nachdem der Obere noch einmal als letzter die Runde gemacht hat. An Sonn- und Festtagen erleidet dieser Kreislauf des Missionslebens insofern eine Aenderung, als die Messe um 8 Uhr gelesen wird und die Knaben nur von 10—11 Uhr Unterricht empfangen. Des Nachmittags dagegen wird statt des Unterrichts eine kurze Gebetsstunde in der Kapelle abgehalten, worauf wie gewöhnlich die Kinder von 3—5 Uhr spazieren geführt werden.

Ist die Ausbildung der Knaben, soweit dies vorläufig von

Bedürfnis ist, vollendet und haben sie ein gewisses Alter erreicht, so werden sie, wie schon erwähnt, nach Gabun gesandt, um eventuell ein Handwerk zu erlernen, da sich dort die Werkstätten dazu befinden. Auch werden, wenn die Knaben fähig, dieselben dort zu Lehrern ausgebildet, und finden als solche Dienste in der Mission. Selbstverständlich haben sie möglicherweise Gelegenheit, als Beamte im Kolonialdienst verwendet zu werden, oder beschäftigen sich als Schuhflicker, Schneider oder Wäscher, oder treten als Köche, Commis, Händler oder Stewards in die Dienste der Factoreien an der Küste.

Obwohl die Station der katholischen Mission St. Benoit des Ordens „du St. Esprit et du St. Coeur de Marie“ erst im August des Jahres 1884 gegründet wurde, hatte dieselbe



Das Dorf St. Anna (Gabun).

doch im October 1885 schon 45 Böglinge, von denen gegen Weihnachten 1885 14 als reis erachtet wurden, um gekauft werden zu können. Außerdem taufte sie viele Eingeborene und erwarb sich hauptsächlich ständige Besucher der Messe und sonntäglichen Beistunde, obwohl 2 amerikanische Missionen am rechten Ufer des Benitoßlusses seit länger als 10 Jahren thätig gewesen waren und noch thätig sind. Außer diesen Erfolgen haben die katholischen Missionäre auch Erfolge in Gartenbau und Viehzucht zu verzeichnen und haben sie sich stets bemüht, mit den übrigen Weißen auf bestem Fuße zu stehen. Rühmendwerth ist ihre große Gastfreundschaft, welche sie einem jeden

Europäer ohne Unterschied der Religion erweisen, ebenso dem Eingeborenen, wenn er fremd im Lande bei ihnen vorspricht. Erleichtert wird ihnen deren Ausübung dadurch, daß unter den Patres selten einer ist, welcher nicht 2—3 europäische Sprachen in seiner Gewalt hat außer der einen oder andern Eingeborenen-Sprache.

Manche angenehme Erinnerung an jene friedliche Stätte in Benito drängt sich mir bei dieser Schilderung auf; mögen die Bemühungen der dort unermüdlich wirkenden Geistlichen mit Erfolg gekrönt sein, um nach und nach die Eingeborenen durch ihre Kinder dem Christenthume zuzuführen!"

Skizzen aus Guyana.

(Mitgetheilt von P. Julius Brunetti aus der Congregation vom Heiligen Geiste und dem heiligen Herzen Mariä. — Fortsetzung.)

„Am 8. März setzten wir unsere Reise fort. Bereits um 4 Uhr in der Frühe war alles munter, trotzdem verzögerte sich die Abfahrt um etliche Stunden; hier kennt man eben keine Eile bei Geschäften, wie ich später noch zur Genüge erfahren sollte. Die Eingeborenen brauchten mehr Zeit, bis sie ihre Sachen und Säckelchen: Pfeifen, Ringe, Löffel, verschiedene Heilmittel u. s. w., untergebracht hatten, als wir zur Beforgung unseres Gepäcks. Endlich stießen unsere drei Barken ab. Der erste Tag der Fahrt brachte uns gleich zwei Stromschnellen;

über sie hinüber gelangten wir in den Mittellauf des Flusses. Meines Erachtens läßt sich der ganze herrliche Strom in drei gut unterschiedene Strecken einteilen. Der Unterlauf beträgt zwischen 80 und 90 km; er geht bis zum Hafen von Sparwin; von hier rechne ich auf einer Länge von 150 km, bis zum Einflusse des Tapanaooni und Uwa, den Mittellauf. Als Oberlauf kann man dann füglich die Strecke bis zu den Quellen dieser beiden Flüsse bezeichnen. Die Scenerie wechselt auf jedem der genannten drei Theile.



Mission St. Paul von Donghila (Gabun).

Das Wasser des Unterlaufes ist gelblich, der Boden schlammig, Ebbe und Flut zeigen sich bis hinauf nach Hermina. Die Inseln dieses Flußtheiles sind niedrig und rücken nahe an die flachen, einförmigen Ufer heran. Von der ersten Stromschnelle an ändert sich das Bild; das klare Wasser gestattet einen Blick bis auf den felsigen Flußgrund. Zahlreiche Inselchen entfernen sich immer mehr von den Ufern nach der Mitte des Stromes. Eine doppelte Hügelkette folgt dem Laufe des Wassers von Ost nach West bald nahe, bald weiter vom Flusse; manchmal rücken die Höhen so nahe, daß die Felsbänke, welche die Stromschnellen verursachen, einen natürlichen Verbindungsweg zwischen den beiden Höhenzügen bilden. Die Berge Guyana's unterscheiden sich in ihrer Bildung bedeutend von denen anderer Länder. Die Tumus-Humac-Berge, welche das Becken des Amazonas bilden

und Guyana gegen Brasilien abgrenzen, haben im Norden keine Vorberge, zwischen denen sich sonst gewöhnlich die Ströme hincziehen. Die Nordseite fällt stufenweise gegen das Meer ab. Diese Erhebungen nehmen an Größe gegen die Hauptkette zu und laufen alle von Ost nach West den Tumus-Humac-Bergen parallel. Flüsse und Bäche müssen sich durch diese hemmenden Schranken hindurch einen Weg bahnen.

Der zweite Theil des Stromes, welchen wir seit gestern befahren, übertrifft die zurückgelegte Strecke bei weitem an großartiger Schönheit. Wahrhaft glänzend ziehen diese Wassermassen die Ufer entlang; schmeichelnd umspielen sie die zahlreichen Inseln, von denen viele mitten aus den Fluten wie reizende Blumenföhrchen aufsteigen. Dann stürzt der Fluß wild aufschäumend und dumpf grollend wie Donnerschläge über die Felsen, die ihm den Weg versperren wollten.

In der Morgenfrühe des 11. März besuchten wir auf dem rechten Flußufer eine Goldwäscherei des Herrn Du Serre aus Cayenne. Es gibt doch wirklich nichts Nüchterneres und Mühevollereres als diese Arbeit für die Goldgewinnung. Stellen Sie sich einen kleinen Bach, ein Rinnsal vor am Fuße eines Hügels; die Ufererde des Wassers muß gewaschen werden, um daraus das werthvolle Metall zu gewinnen. Ein Breiterkanal, ähnlich denen, welche unseren Mühlen das Wasser zuführen, erhebt sich in einer Länge von ungefähr 10–12 m mitten in dem Rinnsal. Das untere Ende dieses Verschlaes ist mit vielfach durchlöcherten Metallplatten abgeschlossen. Unterhalb derselben sammelt sich das Quecksilber, das der Erde behufs des Auffangens der Goldtheile beigemischt wurde. Die Arbeit besteht darin, daß die goldführende Erde in der Holzrinne ins Wasser geworfen wird. Ein Mann gräbt, ein zweiter schaufelt das Gewonnene weiter, während ein dritter die Löcher in den Stahlpplatten freihält. Die armen Arbeiter müssen täglich neun Stunden im Wasser stehend arbeiten. Würden sie nur die halbe Mühe im Dienste Gottes aufwenden, wie leicht könnten sie sich den Himmel dadurch erwerben!

Am 12. März kamen wir mittags gegen 3 Uhr zu der kleinen Insel Nassau. Noch vor wenigen Jahren war sie der bedeutendste Punkt von Paramacca und gleichsam das Centrum des mittlern Maroni. Oberhalb des Eilandes liegt ein großes Dorf, das augenblicklich gänzlich verlassen ist. Die Paramaccas wanderten vor etwa 40 Jahren aus Surinam hier ein und ließen sich auf den Inseln und am Strande des mittlern Maroni nieder; doch auch bei ihnen zeigt sich seit geraumer Zeit das Bestreben, sich unterhalb des Falles von Hermina anzusiedeln. Ich besuchte das verlassene Dorf, vor einer der Hütten fand ich eine grob gearbeitete Figur des Götzen Bussu; etliche Schritte weiter steht auf einem meterhohen Gerüste eine Kürbisflasche, die noch Reste von Reis, Salz und ein Ei enthielt."

In den folgenden Tagen hatten die Reisenden eine recht müßige Fahrt wegen der Stromschnellen. Wir übergeben die Einzelheiten, weil unsere Leser schon im verflossenen Jahre ganz ähnliche Ereignisse aus den glänzenden Schilderungen des hochw. Herrn Proulx kennen lernen.

"Seit etlichen Tagen erwarte ich eine Antwort auf meinen Brief vom Gran-Man. Ich bin gewiß, daß er um unsere Ankunft weiß; denn er hat seine Sendlinge und eine Art Geheimpolizei, die ihn über alle Vorgänge im Lande genau unterrichten. Am 17. März kamen zwei Yucas zu uns und gaben mir die Versicherung, man würde mich sehr gut aufnehmen, wenn ich zu ihnen käme. Ich wollte jedoch nur kommen, wenn man mir Leute mit Piroguen entgegenschieke, wie ich dem Häuptlinge geschrieben hatte. Schließlich langte auch eine Barke nebst einem Dolmetscher vom Gran-Man der Bonis an. Seine Abgesandten sollten mich bis Cotica bringen.

Während unserer Reise begegneten wir drei Arabern, welche vor zwei Monaten aus der Strafanstalt von St. Lorenz entflohen waren und seither in den Wäldern gelebt hatten. Ihr Zustand war der denkbar elendeste. Fieber und Hunger hatten ihre Kräfte zerrüttet; die Kleider hingen ihnen in Fetzen vom Leibe herunter. Als sie mich sahen, belebten sich ihre schlaffen gelblichen Züge, und ein Hoffnungsstrahl ließ sie neu aufleben. Sie ergriffen meine Hände, küßten sie und sagten: Vater, nimm uns mit; wir mußten zuviel leiden; in der Strafanstalt ist es doch noch zehnmal besser." Leider konnte ich ihren Bitten

nicht willfahren; doch ließ ich sie mit Lebensmitteln versorgen und auf die andere Seite des Flusses bringen.

Den Uva darf man als Fortsetzung des Maroni betrachten. Es ist ein prächtiger Fluß, aber auch die Stromschnellen mehrten sich, je weiter wir vordringen. Gar mancher Leser mag sich denken: Die Missionäre führen doch ein interessantes Leben. Was gibt es Schöneres, Romantischeres als eine Fahrt im leichten Boote auf den Wellen eines herrlichen Stromes und bei Nacht ein Lager im Schatten der Palmen auf einer hübschen Insel? Ja, so malt man sich die Sache gerne in jungen Tagen aus. In Wirklichkeit kenne ich aber kaum etwas Schwierigeres als solch eine neun- oder zehnstündige Fahrt im engen Kanoe, wo man kauern muß, unvermögend, den Platz zu ändern, und zwar immerfort auf einem schmalen Brettchen. Darüber am Himmel glühen die Sonnenstrahlen, so daß wir beständig eine Hitze von 45° haben.

Den 22. März, morgens um 10 Uhr, legte unsere kleine Flottille bei der Hauptstadt der Bonis an. In dem Augenblicke, da wir um die letzte Spitze biegen mußten, ehe wir die Residenz in Sicht bekamen, ordnete sich unser Geschwader in doppelter Reihe zur Paradedstellung. Aus den Booten und vom Lande her knatterten die Gewehre zum Gruß und Gegengruße.

Mitten unter der zahlreichen Bevölkerung trafen wir den Gran-Man und seine Hauptleute in großer Gala. Ersterer war ziemlich ordentlich nach europäischer Art und Weise gekleidet. Anato, so heißt der Häuptling, ist ein prächtiger junger Mann von etwa 35 Jahren, allem Anscheine nach ruhig und einsichtsvoll. Nach herzlichem Händedruck führte mich der Fürst in seinen Palaß, der mir zur Hälfte zur Verfügung steht. Der Bau ist freilich nur eine große Hütte mit einer Galerie. So sitze ich denn nun mitten unter Kisten und Kästen, die man im buntesten Durcheinander hier aufgespeichert hat.

Die Dörfer der Bonis bieten den gleichen Anblick wie jene der Yucas; hat man eines gesehen, so kennt man alle. Sämmtliche Wohnungen liegen in unregelmäßigster Folge nebeneinander; jedermann baut eben nach Belieben und eigenem Gutdünken. Gewöhnlich vereinigen sich die Hütten der nächsten Angehörigen und Verwandten um das Haus eines gemeinsamen Familienhauptes. Im Innern der Wohnungen und vor denselben herrscht eine wirklich große Ordnung und Reinlichkeit. Freilich ist auch keine Gefahr, daß durch Ueberfluß von Möbeln irgend welche Unordnung entstehen könnte. Eine Hängematte, etliche Töpfe und Flaschen, dazu ein Sitzbänkchen machen fast den gesammten Hausrath aus.

Obwohl die Bekleidung der Leute vielfach noch recht mangelhaft ist, konnte ich bis jetzt in ihrem gegenseitigen Benehmen noch nicht die geringste anstößige Freiheit bemerken. Sehr veressen sind sie dagegen auf Schmuck; fast alle tätowiren sich. Die linsenförmigen Narben an Armen, Brust, Hals und Rücken bilden oft recht gefällige Figuren. Diesen Körperverzierungen unterliegt leider ein abergläubischer Grund, und sie bilden, wie es scheint, einen Theil ihrer religiösen Anschauungen. Nicht minder als die Weiber sind die Männer darauf bedacht, jede Haarspur aus dem Gesichte zu entfernen; ein Bart gilt ihnen nicht als Zeichen männlicher Würde, sondern bekundet Nachlässigkeit und Unsauberkeit. Dem Haupthaare dagegen wird um so größere Sorgfalt gewidmet; sie verwenden beträchtliche Zeit darauf, um sich zu frisiren oder, besser gesagt, frisiren zu lassen; denn dies höchstwichtige Geschäft liegt den jungen Mädchen ob, die manchmal ganze Stunden damit zubringen. Hier sind hauptsächlich

zwei Frisuren in Mode. Bei der ersten werden die Haare in Locken gelegt oder zu Zöpfen geflochten. Es ist dies bei dem dichten Wollhaare, durch das kaum der schwere Kamm mit 15—20 cm langen und 1 cm dicken Zacken hindurchgeht, ein hartes Stück Arbeit. Von weitem sehen die Zöpfe wie kleine Hörner aus, die beim ersten Anblick den schwarzen Gestalten etwas Furchtbares verleihen. Statt der Pomade bedienen sich die Leute des Maripa-Deles. Wiederholt fragte man mich, ob ich meinen Kopf nicht auch nach den Regeln hiesiger Kunst verschönern lassen wolle; doch ich lehnte jedesmal dankend ab.

Am 30. März morgens gegen 6 Uhr verließ ich Cottica, um fünf weitere Dörfer der Bonis zu besuchen. Der Strom ist herrlich, mit Inseln übersät, zu beiden Seiten steigen die Ufer hoch hinan. Nach vierstündiger Fahrt langten wir bei dem ersten Dorfe auf dem rechten Ufer an. Im Dorfe Assifi galt unser erster Besuch einer Tante Apatu's, der so ziemlich überall Verwandte zu besitzen scheint. Die arme Frau hatte vor etlichen Monaten ihren Gatten durch den Tod verloren und war jetzt noch in der großen Trauerzeit. Bei unserem Eintritt bedeckte sie den Kopf mit einer Art Schleier, lehnte uns den Rücken zu und begann bitterlich zu weinen, oder besser gesagt, sie stimmte ein recht weinerliches Klagelied an. Apatu setzte sich neben sie und ließ einen Arm auf ihrer Schulter ruhen, ohne ein Wort zu sagen. Mitten zwischen die Seufzer und Klagen hinein mischte die betrübte Wittwe das Lob der trefflichen Eigenschaften ihres verstorbenen Mannes. Dies dauerte ziemlich lange; dann erst, als sie dem Todten den schuldigen Tribut der Liebe entrichtet hatte, wendete sie sich an uns. Wenn die Besucher ihre Stimmen mit jener der Wittve zum Trauergefang vereinigen, so hört man das Gemurmel oft auf eine große Entfernung. Der Trauerausbruch wiederholt sich bei jedem Besuche, den die Hinterbliebene erhält; sie selbst darf sechs Monate nach dem Hinscheiden des Gatten die Hütte nicht verlassen und sollte eigentlich während der ganzen Zeit keinen Mann antreten.

Hier traf ich wie zu Cottica die „Hausu-Gadu“. Es sind dies von kleinen Booten umschlossene Hütten, worin sich die verschiedenen Götzenbilder befinden. Im Dorfe des Gran-Man galt die Verehrung einer ungestalteten, stehenden weiblichen Figur, „Mama Gromm“, Mutter der Erde, im Gegensatz zur „Mama Watra“, Mutter des Wassers. In Anbetracht des vernachlässigten Zustandes ihres Bildes scheint die Verehrung der „Mama Gromm“ nicht mehr sehr im Schwange zu sein; auch das Tempelgebäude ist stark baufällig. Als ich mein Erstaunen darüber ausdrückte, sagte Anato, sie hätten die Bilder aus Ehrfurcht gegen ihre Vorfahren aufbewahrt, die denselben einst ihre Ehrfurcht zollten, die heutigen Bewohner thäten jedoch nichts dergleichen. In Assifi ist das Götzenbild aus einem viereckigen Holzblocke roh herausgearbeitet. Nach oben etwas zugespitzt, soll dieser Theil die Kopfformen wiedergeben, doch gehört mehr als guter Wille dazu, um aus dem Ganzen auch nur einige Ähnlichkeit mit einem lebenden Wesen herauszufinden. Der Götze ist mit einem Ende in die Wand seines Heiligtums eingelassen; er wird häufig mit weißer Farbe überstrichen; ganze Köpfe mit diesem Material lassen ihn noch auf öftere Bemalung hoffen. Die eigentlichen Opfergaben bestehen aus Pistazien, Reis, Schüsseln voll gekochter Kräuter, Flaschen und Gläsern mit ähnlichen Dingen. Obwohl die Hütte des Gottes mit Spenden fast angefüllt war, kommen die Leute wegen ihrer Freigebigkeit sicher trotzdem nicht zu Schaden, da sämtliche

Gegenstände durchweg selbst für sie einen äußerst geringen Werth besitzen. Ihr Vertrauen auf die Macht und Hilfe des einsamen Götzen scheint gleichfalls nichts weniger als ein unbegrenztes zu sein.

Für das Abendessen brachte man mir schmackhafte Karpfen in meine hübsche runde, geräumige Indianerhütte. Nach Tisch folgte Gebet und Unterricht für die Eingeborenen.

Am 31. März setzte ich meine Reise in das letzte Dorf der Bonis fort. Eigentlich war ich Willens gewesen, bis zu den Emerillon- und Kucuyenne-Indianern vorzubringen, als ich plötzlich erfuhr, daß eine Fahrt dorthin nutzlos sein würde. Die Indianer hatten die Ufer des Maroni verlassen und sich nach den Buchten des obern Oyapock zurückgezogen. Der Grund dazu war folgender. Vor etlichen Jahren brachen unter den Bonis die Blattern aus und wurden von diesen auch auf die benachbarten Indianer übertragen. Die Krankheit richtete große Verheerungen unter ihnen an und ist seitdem immer noch am meisten gefürchtet. Es ist das sehr leicht begreiflich, da den Leuten jede wirksame Arznei gegen die Seuche abgeht. War jemand vom Uebel erfaßt, so war seine erste Sorge, um die innere Hitze zu dämpfen, die, daß er sich in den Fluß stürzte. Natürlich nahm infolge davon die Krankheit erst recht einen tödtlichen Verlauf. Der allgemeine Schrecken rief die frühere Wanderlust wieder wach, und so verließen denn sämtliche Indianer mit Ausnahme von etlichen Familien die Gegend des Maroni.

In Ceromutibo, so hieß das letzte Dorf, hatte ich vier Tauslinge; darunter befanden sich der Vater und eine Tante des Häuptlings. Möge Gott diese Erstlinge des Missionswerkes segnen! — Natürlich erregt unsere Ankunft allenthalben Staunen und Bewunderung; alle Welt läuft herbei; meine Person bildet lange Zeit den Gegenstand des Gespräches und der Neugierde.

Am 1. April traten wir den Rückweg nach Cottica an. Ein Tag genügte diesmal für die Strecke, die uns bei der ersten Fahrt drei gekostet hatte; stromabwärts bildet der Fluß eben, nach indianischer Ausdrucksweise, „eine laufende Straße“. Hier sind die Bonis eigentlich Großgrundbesitzer; rechtlicher Eigentümer des Bodens ist jener, der ihn zuerst besetzt. Da ihnen das Erbreich wegen der „Mama Gromm“ doch in gewisser Beziehung heilig ist, verlangen sie von ihm keinen andern Ertrag als den, welchen seine große Fruchtbarkeit von selbst liefert. Ihre erste und Hauptbeschäftigung ist die Jagd und der Fischfang; erst weit nach ihr mißt man dem Landbau einige Bedeutung bei. Die eigentlichen Felder, selten mehr als 50 Akr, liegen oft eine ganze Tagreise vom Dorfe entfernt. Dort pflanzen die Leute mitten zwischen Baumstrünke, denen das Feuer nichts anzuhaben vermochte, etwas Maniol, spärliche Bananen, säen etliche Handvoll Reis und Pistazien, gerade soviel, als genügt, um den nöthigsten Bedarf zu decken. Um Cacao, Kaffee, Zuckerrohr, Gewürze, Zimmt, Nelken, Harz, Gummi, Delkerne u. s. w. kümmert man sich gar nicht, erntet sie nicht einmal ein. Mir scheint, die Leute sind deswegen nicht mehr zu beklagen und nicht unglücklicher. Ihre Bedürfnisse für Nahrung, Kleidung und Wohnung sind so einfach, daß in ihnen keinerlei Wünsche nach Dingen entstehen, deren sie nicht bedürfen.

Die meisten möchten von Herzen gern die Taufe empfangen; allein ich bin streng in der Auswahl und nehme nur solche an, die sich den gestellten Bedingungen fügen und fleißig zum Unterrichte kommen. In vierzehn Tagen sollen die Hauptwahrheiten unserer Religion nicht nur dem Verstande, sondern auch dem

Herzen eingepägt werden. Gottlob, die Fassungskraft ist nicht allzu schwach.

Das Geheimniß des Sündenfalles und der Erlösung setzt die guten Bonis gar nicht in Erstaunen. Großen Eindruck macht auf sie, daß der Teufel (Dibeli) unter der Gestalt einer Schlange in das Paradies einbrang und die ersten Eltern verführte. Sie finden in dieser Thatsache Aehnlichkeit mit ihren Ueberlieferungen; denn bei ihnen ist die Schlange (Bobu) Urrgrund alles Bösen und muß durch Opfer besänftigt werden. Als ich ihnen erzählte, daß ein Weib, Maria, oder wie sie

sagen, Malsia, der Schlange den Kopf zertreten habe, entfuhr ein Ausdruck hoher Freude und Befriedigung ihren Lippen. Leider bewahrheitet sich auch hier, wie bei allen Völkern, die noch im Schatten des Todes sitzen, der Satz, daß sie mehr von Angst und Furcht als von Vertrauen und Liebe geleitet werden. Sie sind mehr bestrebt, alle Uebel, die ihnen sichtbar und unsichtbar drohen, abzuwenden, als dem zu gefallen, der die Quelle jeglichen Gutes ist. Um das erstere zu erreichen, haben sie tausend Mittel (Ubia) oder Fetische, die Gottheit günstig zu stimmen oder Uebel ferne zu halten.“ (Schluß folgt.)



Mittellauf des Maroni bei Parmaca.

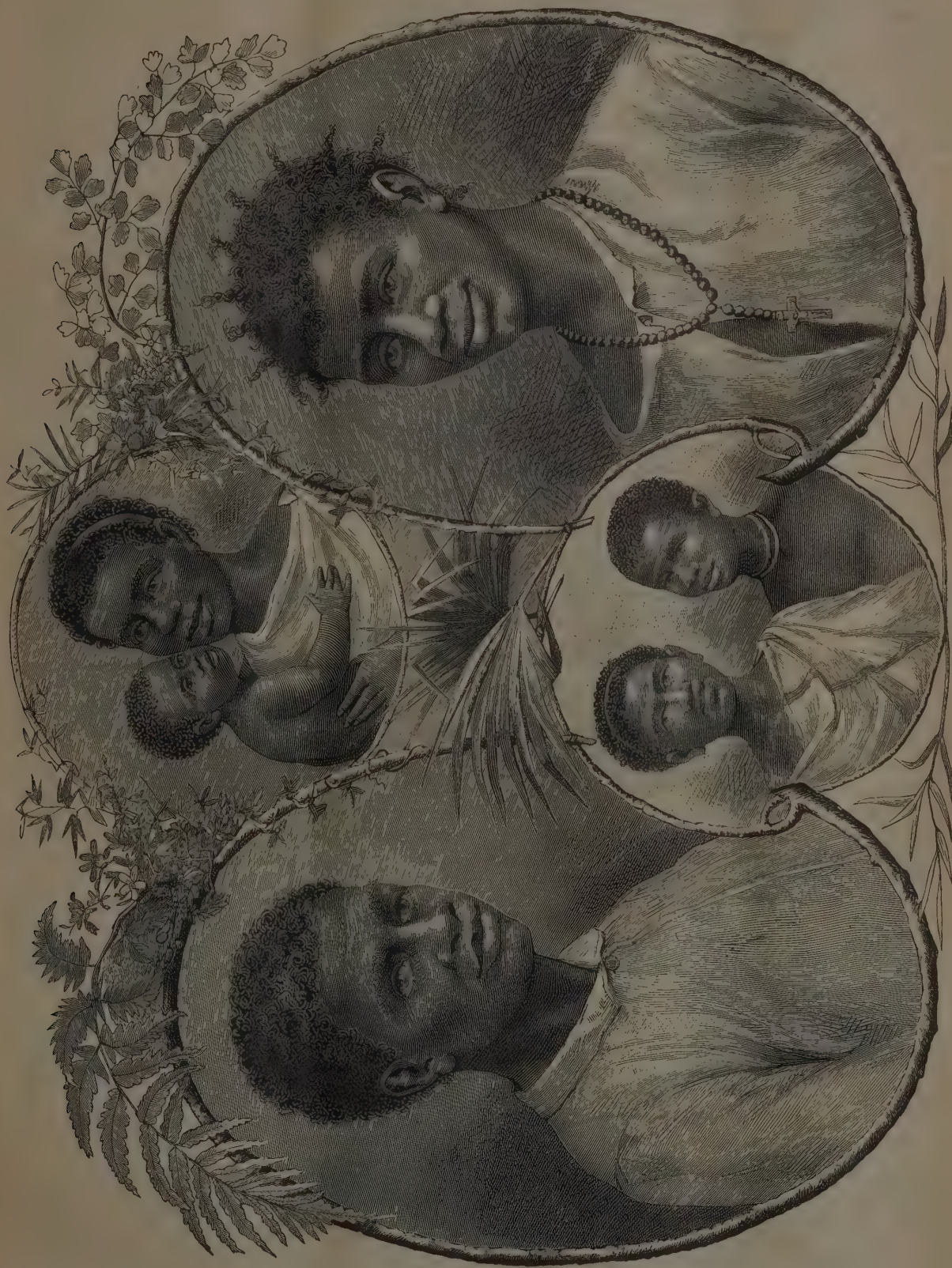
Nachrichten aus den Missionen.

Palästina.

Der hochwürbige Herr Boyet, Apostol. Protonotar und Canonicus des heiligen Grabes, schreibt uns aus Jerusalem die folgenden Zeilen, in welchen er das Loos der Aussätzigen in der heiligen Stadt der Milbthätigkeit unserer Leser bringend empfiehlt:

„Noch immer findet sich der Aussatz in der Levante. In Palästina sind seine Opfer zahlreich. Zu Damascus hat man sie aus der Stadt in ein abgetrenntes Quartier verbannt. Die Pilger, welche in Jaffa landen und von dort nach Jerusalem ziehen, treffen an den Thoren der Stadt Frauen und Kinder, welche das Mitleid der Fremden dadurch zu erwecken suchen, daß sie ihre von der Krankheit zerfleischten Arme zeigen. In Jerusalem sind sie zahlreich und bilden bei Silos eine Art

Gemeinde; wenn jemand in der Umgegend von der Krankheit befallen wird, geht er nach Silos und bittet um Aufnahme.“ (Der hochwürbige Herr entwirft hier eine Schilderung der unsern Lesern aus den Berichten über Molofai bekannten entseßlichen Krankheit.) „Die christliche Liebe schuf einst in Europa allenthalben Zufluchtsstätten für diese Kranken, weil sie in denselben ein Bild des bitteren Leidens erblickte. Zu Jerusalem hat man bis auf die letzte Zeit nichts für sie gethan. Ein Pascha verbannte sie vor etwa 15 Jahren aus der Stadt in das Thal Cedron, jenseits der Quelle Silos. Die Kräftigeren unter ihnen, welche noch gehen können, begeben sich jeden Morgen an den Weg nach Bethlehem und halten den Vorübergehenden eine Schüssel aus Weißblech hin, in die man ihnen ein Stück Brod, einige Früchte u. s. w. wirft, was sie mit ihren Unglücksgegnen von Silos theilen.



Der Gran-Man der Bonia, seine Frau und seine Kinder.

Ein Missionär des lateinischen Patriarchats hegte schon seit 30 Jahren den Plan, eine Anstalt für diese Unglücklichen zu gründen; es fehlte ihm aber sowohl an Geld als an einer Ordenscongregation, welche sich mit der Pflege dieser schrecklich verstümmelten Kranken hätte befassen können. Als 1875 Mgr. Gauthier, der Apostol. Vikar von Süd-Tongking, das Mittel Hoang-nan bekannt machte, welches gegen die Wuth und gegen den Ausatz, zwei Krankheiten, die bisher der europäischen Arzneikunde gespottet hatten, mit Erfolg angewendet wird, entschloß man sich, dasselbe auch in Jerusalem anzuwenden. Man wandte sich an die Barmherzigen Schwestern vom hl. Vincenz von Paul und bewog dieselben, einige Mitglieder zur Ausübung ihrer Ordensthätigkeit und namentlich zur Pflege der Ausatzigen nach Jerusalem zu senden. Seine Heiligkeit Leo XIII. segnete das Unternehmen. Am Feste Kreuzerfindung (3. Mai) 1886 trafen sie in Jerusalem ein und eröffneten ein Haus für Krankenpflege; sieben Schwestern können gegenwärtig der Arbeit kaum genügen. Täglich bedienen sie durchschnittlich 350 Kranke von verschiedenen Sprachen und Religionen; oft hat man sogar 650 gezählt. Unentgeltlich vertheilt man an alle Kranken die nöthigen Arzneien. Abends besuchen die Schwestern in ihren Wohnungen diejenigen Kranken, welche am Morgen nicht zur Apotheke kommen konnten, und jede Woche begeben sich zwei Schwestern in die umliegenden Dörfer und pflegen alle Kranken, welche man ihnen bringt. Vierzehn Dörfer haben das Glück, von ihnen besucht zu werden, und jedesmal ist die Freude groß, wenn sie eintreffen.

Dreimal wöchentlich steigen die Barmherzigen Schwestern auch nach Silos hinab, um die Wunden der Ausatzigen zu verbinden. Unmöglich läßt sich das Staunen der Unglücklichen beschreiben, das sich bald in Dankbarkeit verwandelte, als sie diese Frauen aus Europa den Eiter aus ihren Wunden waschen und dieselben mit größter Zartheit mit blendend weißer Leinwand verbinden sahen. Man weiß, wie sehr die Mohammedaner das Weiß verachten; um so mehr erscheinen die Barmherzigen Schwestern diesen Unglücklichen als wahre Engel, welche vom Himmel herniedersteigen. Ein- oder zweimal im Jahre bringen die Schwestern den Ausatzigen Brod, Fleisch, Früchte und arabische Süßigkeiten, um die Vermisten, in denen sie Jesum Christum verehren, mit einer Mahlzeit zu erquicken. Mehrere edle Pilger wollten dieser Mahlzeit beiwohnen und die Ausatzigen bedienen.

Leider ist Silos für die Schwestern, die wöchentlich dreimal hinabsteigen, viel zu weit entfernt, namentlich im Winter, wo es während drei Monaten oft in Strömen regnet und ein heftiger Wind weht. Auch hätten manche von den Kranken, bei denen das Uebel schon größere Fortschritte gemacht hat, täglich, ja öfter im Tage, die Hilfeleistungen der Schwestern nöthig. Man könnte so manche Seele retten, die sonst verloren geht. Die Krankenpflegerinnen dieser armen Leute beten also inständig zu Gott, er möge wohlhabenden Christen den Gedanken eingeben, ihnen ein Haus zu bauen, in welches sie die am meisten der Pflege bedürftigen aufnehmen könnten. Sollten sich nicht Wohlthäter finden, welche ihnen zur Verwirklichung dieses Planes behilflich wären?"

China.

Apostol. Vikariat Kiangnan. Ueber chinesische Begräbnißfeierlichkeiten sendet uns P. Simon S. J. aus Nanjing den folgenden interessanten Bericht:

„Es war ein wahres Schauspiel, dessen Zeuge ich heute gewesen; denn mehr als ein Schauspiel ist ja das Gepränge

doch nicht, welches Kinder und Verwandte ihren verstorbenen Angehörigen veranstalten. Kindesliebe und Anhänglichkeit bemerkt sich hier einzig nach der Höhe der Summe, welche für die Todtenfeier eines Heimgegangenen vorausgibt wird. Dieser thörichte Aufwand kann in eitler Verblendung sogar bis zum völligen Ruine einer Familie getrieben werden. Aber auch hierin zeigt sich die Schlaueit des Chinesen. Nicht selten nämlich kommt es vor, daß man einem Verstorbenen die letzte Ehre nicht sobald erweist, weil menschlicher Berechnung nach in Kürze ein anderes Familienglied nachfolgen muß. Uebrigens hat das lange Aufbewahren des Todten im Sterbehause nach hiesigen Begriffen nichts Verlegendes an sich, da man ja so bedeutende Ersparnisse machen kann. Außerdem werden zu gewissen Zeiten Begräbnisse ebenso ängstlich vermieden wie Hochzeiten. Es gilt sogar als Zeichen besonderer Liebe, wenn man die Verstorbenen lange im Hause zurückbehält, und der käme in den Ruf eines schlechten Verwandten, welcher dem Todten keine Raft von mehr als drei Tagen gestattete, ehe er ihn in die Erde senkt. Wir selbst müssen uns diesem Gebrauche noch einweilen fügen, um unseren Christen kein Aergerniß zu geben; denn Sitten, die seit Jahrhunderten in dem Leben eines Volkes wurzeln, lassen sich so leicht nicht umgehen. Gewöhnlich halten wir den Trauergottesdienst am ersten Tage nach dem Verschiden des Todten, während wir das Begräbniß ziemlich lange hinausschieben müssen. So kam es auch, daß wir letztes Jahr den P. Bassiau, dessen Heimgang wir noch vor unserer Abreise in Frankreich erfahren hatten, zur letzten Ruhestätte begleiten konnten. Da ich den chinesischen Namen des Verstorbenen geerbt habe, sagte man scherzweise, ich sei eigens aus Europa hierher gekommen, um meinem Begräbniß beizuwohnen. Meistens werden die Todten im Hause selbst aufbewahrt; oft jedoch kommt es auch vor, daß man sie in gemeinsame Schoppen überträgt bis zum Tage eines Massenbegräbnisses. So sah ich beispielsweise in der Nähe von Sikiwei gegen 200 Särge, die auf die Beisehung harren. In allen Fällen finden die eigentlichen Feierlichkeiten statt beim ‚Auszuge des Todten‘, d. h. wenn er zur letzten Ruhestätte überführt wird. Ob der Schmerz, welcher anlässlich des Begräbnisses sich zu äußern pflegt, bei den Erwachsenen ein ernster oder bloß erheuchelter ist, wofür viele Anzeichen sprechen, lasse ich dahingestellt; jedenfalls ist der Tag ein eigentlicher Freudentag für die Kleinen, welche sich stolz in ihren neuen weißen Trauergewändern zeigen. Selten habe ich eine fröhlichere Kinderschaar gesehen, als die, welche sich unlängst in ausgelassener Lust um das Sterbehaus drängte. Obwohl man von der Straße aus den Sarg inmitten eines Lichterkranzes erblickte, beeinträchtigte das doch keineswegs das frohe Spiel der Jugend, welche uns fortwährend zurief: ‚Lehrer aus Europa, Väter, ein europäisches Messer!‘

Doch es ist Zeit, daß ich mich zur eigentlichen Feierlichkeit wende. Der Verstorbene, welchem die letzte Ehre galt, gehörte einer angesehenen Manbarinensfamilie an. Das gegenwärtige Haupt derselben bekleidete bis letztes Jahr das Amt eines Unterpäfecten. Da jedoch um diese Zeit sein Vater starb, mußte er seinen Posten verlassen; so will es die Sitte in China beim Tode des Vaters oder der Mutter. Man nennt dies die große Trauer, welche drei Jahre oder doch mindestens 27 Monate dauert. Freilich müssen von dieser Regel sehr viele Ausnahmen gemacht werden, weil selbstverständlich bei weitem nicht alle Familien die Hilfsmittel besitzen, um eine solche unfreiwillige Muße ertragen zu können. Sollte ich Ihnen einen richtigen Begriff von

dem Trauerzuge geben, so müßte ich nothwendig etliche Photographien beilegen. Da jedoch solche nicht aufzutreiben waren, müssen Sie sich mit meiner schwachen Beschreibung begnügen.

Der Zug setzte sich gegen halb neun Uhr vom Sterbehause in Bewegung. Eröffnet wurde derselbe von einem in Lumpen geküllten Manne, der auf einem mit Nädern versehenen Brette eine 1,50 m hohe Figur aus Pappe zog. Seine Aufgabe ist lediglich, dem Zuge Platz zu schaffen. Hieran schließen sich sechs Reiter auf elenden Mähren, die kaum jemals einen Striegel gefühlt haben. Damit das Bild der Armuth vollständig sei, ist auch das Geschirr noch in elendem, zerstem Zustande. Nun folgt eine Abtheilung Kinder mit Piken; dieselben sehen noch elender aus als die Reiter, denn sie sind hauptsächlich auf der Straße zusammengerafft, ungeachtet der Lappen und Fäden, mit denen sie bedeckt sind. Doch darüber darf man sich nicht wundern; es wiederholt sich das ja alles sogar bei den feierlichen Aufzügen der höchstgestellten Mandarine und des Vicekönigs selbst. So erscheint der Beamte eher als 'Vater und Mutter' des Volkes, und vor allem braucht er weniger Ausgaben zu machen.

Um eine Bezeichnung dessen, was jetzt folgt, bin ich wirklich verlegen. Soll ich es Statuen, Gliederpuppen oder vier wandelnde Thürme nennen? Eigentlich ist es von allem dem etwas. Die gewaltigen Figuren, die eine Höhe von 8—10 m erreichen, sind aus Pappe und Holz gefertigt; auch sie werden auf einem mit Nädern versehenen Gestelle gezogen. Was sie eigentlich vorstellen sollen, weiß ich nicht genau anzugeben. Zwar sagte mir ein Chinese, es seien Officiere, die dem Todten den Weg bereiten und böse Geister von ihm fernhalten sollten; doch neige ich eher zur Ansicht, daß sie eine Art Brundbiener ähnlich unseren Schweizern bedeuten. Ihre Tracht ist der große Ceremonienanzug mit Stiefeln und Federhut. Einen Begriff von ihrer Größe erhält man, wenn man bedenkt, daß jede ihrer Fußbekleidungen einem Kinde bequem als Wiege dienen könnte. Meine Ansicht über den Zweck der gedachten Figuren wurde durch die nächste Gruppe bestätigt. Es nahen nämlich die von den Dienern angekündigten Ahnentafeln, welche mit großer Ehrfurcht in den Familien aufbewahrt und ähnlich wie bei den alten Römern bei allen öffentlichen Feierlichkeiten als Schaustücke einhergetragen werden. Hier waren es deren zwischen 50 und 60. Dieselben sind längliche Bretter von der Größe eines Meters und werden an langen Tragstangen befestigt. Die Grundfarbe und die Farbe der Buchstaben wechseln mannigfach ab. Diese Tafeln erinnern an den Ruhm des Hauses, an die Titel, Würden und Thaten der Vorfahren; doch darf man hierin die Grenzen nicht zu eng ziehen, weil es eben keine Seltenheit ist, daß verwandte Familien ihre Ruhmestafeln zur Hebung der Feier herleihen.

Das Bild müßte wegen der chinesischen Vorliebe für Farbenreichtum gewiß einen angenehmen Eindruck nicht verfehlen, ließen denselben nur andererseits die lärmenden Kinderbanden und die Bettler in ihren Fäden aufkommen.

Aber dieses Treiben, das Schreien und Lachen stört die Wirkung allzusehr; dazu kommen noch die unverschämten Blicke, mit denen einen diese Hefe der Gesellschaft mustert. Es ist unzweifelhaft, daß sie uns mit der größten Verachtung strafen, während sie ebenso sicher ganz gewaltig von sich selbst eingenommen sind. Dieses unangenehme Gefühl wird durch die nächste Abtheilung noch erheblich gesteigert. Mehr denn 60 Bonzen, auf deren Antlitz man die Geringschätzung, welche sie für uns haben, nur zu deutlich liest, schließen sich an die

Tafelträger. Offen gestanden, die meisten ließen auf eine geistige Beschränktheit schließen, wie sie mir noch nicht begegnet war; auch nicht einen einzigen gewahrte ich, aus dessen Haltung irgend welche Andacht gesprochen hätte. Ihr Anzug dagegen war gut; alle trugen das gewöhnliche lange, graue Kleid und darüber einen prächtigen Seidenmantel von herrlicher Farbe. Ausnahmslos hing sämtlichen Götzepriestern die buddhistische Gebetschnur um den Hals, was mir um so mehr auffiel, als sie dieselbe sonst, selbst wenn sie durch die Straßen gehen, beständig zwischen den Fingern halten. Einer aus ihnen schlug von Zeit zu Zeit zwei mittelgroße Cymbeln, während ein anderer in gleichen Zwischenräumen mit einem Hämmerchen zwei Tamburine rührte, die ihm zur Seite getragen wurden. Gerade vor mir blieben die Bonzen ungefähr 6—7 Minuten stehen, da sie auf den Sarg warten mußten, dessen Träger oftmals unterwegs ausruhen. Ich hatte somit hinreichend Gelegenheit, mir diese Art Leute genau anzusehen. Alle hatten den Kopf kahl geschoren und für die Trauerfeier eigens rasirt. Infolge davon konnte ich besser denn je die Male unterscheiden, wodurch sie sich Buddha gewidmet.

Diese schreckliche Weihe besteht hauptsächlich darin, daß dem Candidaten Weihrauchkörner in geraden Linien, welche sich in der Mitte treffen, auf den Kopf gelegt und verbrannt werden. Zwei Narbenreihen laufen regelmäßig über die Stirne, während zwei andere sich seitwärts bis zu den Ohren hinziehen. Jedem verbrannten Korne entspricht eine Narbe. Es muß ein furchtbarer Schmerz mit dieser Ceremonie verbunden sein; kein Haar wächst mehr an der verletzten Stelle, da zweifelsohne sogar die Wurzel mitversengt wurde. Bei einem solchen Anblick muß es einem wirklich schwer ums Herz werden. Wie viel thun diese armen Menschen für den Gözen, der ihnen das ewige Leben doch nicht geben kann!

Unterdessen setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Das nächste, was wir sehen, sind wieder gewaltige Gestelle, höher noch als die oben erwähnten vier Puppenthürme. Diese Gerüste, welche nur zum Schmuck dienen, ohne daß darin ein tieferer Sinn zu suchen wäre, sind mit Fahnen und Kränzen über und über behängt. Eines derselben, es war das reichste, ruhte auf einem Rahn, der bequem 8—10 Personen fassen konnte. Ob hierin wohl eine Erinnerung an den Thron der Alten zu suchen ist? Fast möchte man zu dieser Ansicht hineigen, da mehrere Kinder das bekannte Papiergeld trugen, welches die Heiden bei ihren Begräbnißfeierlichkeiten zu verbrennen pflegen. Die kleinen Insassen des Rahnes denken jedoch sicher nicht über eine tiefere Bedeutung nach; denn sie unterhalten sich so lebhaft, essen, lachen, necken sich wie auf einem öffentlichen Plaze.

Das nächste, ebenfalls prächtig ausgestattete Gerüst trägt eine Kohlenpfanne für das Räucherwerk. Zwischen diesem Bahren, oder wie man sie nennen mag, schreiten abermals in verschiedenen Gruppen Kinder, Bonzen und Musiker. Kinder mochten es wohl gegen 50 sein, die Fähnchen und neue Ruhmestafeln in den Händen hielten. Götzepriester waren es diesmal 20; sie schritten in zwei Reihen, wie ihre oben genannten Brüder; ihre Gewänder zeigten zwar denselben Schnitt, waren jedoch viel reicher. Außer dem Tamtam und den Cymbeln führte diese Abtheilung noch eine Flöte und ein Paar Castagnetten mit sich. Unmittelbar an die Menschen reihen sich wunderliche Thiergegestalten, wie man sie heute noch mit Staunen an dem berühmten Grabdenkmale der Dynastie Ming sieht. Löwen, Pferde u. s. w., alles das ist in Lebensgröße aus Pappe

gefertigt. Doch ist ihr Anblick ebenso komisch, wie der der Chinesen, welche diese Ungethüme ziehen. Eine wirkliche Reiter-schaar, welche das Abzeichen der Gelehrten, den Knopf und den Mantel, trägt, deutet auf einen besonders merkwürdigen Punkt im Zuge; zuerst meinte ich, es sei der Sarg. Weitere Gelehrte zu Fuß begleiten eine reichgeschmückte Kiste; es ist dies indes doch noch nicht der Sarg, sondern nur das Bildniß des Verstorbenen. Eine neue Anzahl Bonzen schließt diese Gruppe ab. Trotz des traurigen Eindruckes, den diese armen Menschen auf mich machten, mußte ich immer wieder hinschauen, so farbenprächtig wurde das Bild, je näher der Sarg kam. Es folgten abermals Standarten und Ruhmestafeln und hierauf eine Abtheilung „Tao-che“, Priester der Vernunftreligion. In Nanking leben ihrer etwa zwanzig. Ich weiß nicht, ob man ihnen wirklich den Ehrenplatz bei diesem Todtengepränge geben wollte; jeden-

falls aber hoben sie sich durch die Pracht ihrer Gewänder glänzend vom ganzen übrigen Zuge ab. Das nächste Bild sollte man wirklich festhalten können, da eine flüchtige Beschreibung ihm unmöglich gerecht zu werden vermag. Denken Sie sich 40 Puppen, Männer, Weiber, Knaben und Mädchen, alle in Lebensgröße aus Pappe gefertigt, jedoch in den denkbar verschiedensten Stellungen, bald allein auf einem Brette, bald zu zweien oder dreien. Die meisten stehen nur auf einem Fuße, so daß der geringste Stoß, der kleinste Stein sie ins Schwanken bringt und die tollsten Bewegungen ausführen läßt. Jetzt beugen sie sich vorwärts, jetzt rückwärts, eben scheinen sie zu grüßen, dann drehen sie sich um, die Arme fahren in die Luft und der nicht am Boden befestigte Fuß hebt sich. Auf meine Frage, was diese sonderbare Gruppe zu bedeuten habe, erhielt ich zur Antwort, es seien Diener und Dienerinnen, die man



Maroni-Dorf von Assisi.

dem Verstorbenen in die andere Welt nachsende. In Schanghai bekam ich bei einer ähnlichen Gelegenheit die nämliche Antwort; außerdem liegt eine Bestätigung dafür in dem Umstande, daß man dort die Figuren, welche freilich nur aus Papier bestanden, dem Feuer überlieferte. Auch der Platz, den man ihnen in dem Zuge anweist, spricht für die Behauptung; denn die Puppen sind von der Leiche nur durch die nächsten Familienangehörigen und etliche zehn Musiker, welche den Sarg begleiten, getrennt. Die Gruppe der Verwandten muß man mit Recht als würdevoll bezeichnen. Diesmal waren es ihrer gegen dreißig. Alle tragen weiße Gewänder, eine Art Hut und Schuhe von derselben Farbe; etliche Männer im Gelehrtenanzug schreiten voraus und zu beiden Seiten. In der letzten Reihe erkennt man un-

schwer den ältesten Sohn und Erben der Familie. Hier ist sein ständiger Platz. Sollte der Nachkomme noch ein kleines Kind sein, so trägt ihn der nächste Verwandte auf den Armen. Diesmal war es ein kräftiger Mann in der Vollkraft der Jahre, mit einnehmenden Zügen und sehr guter Haltung. Dem Gebrauche nach scheint er ganz vom Schmerze gebeugt, und es mag ja immerhin sein, daß seine Trauer eine tiefe und aufrichtige ist. Mit gesenkten Augen, das Haupt vornübergeneigt, die Schultern mit einem dicken Leinengewebe bedeckt, schreitet er langsam einher. Die Rechte umfaßt einen weißen Stab, beide Arme stützt er auf seine zwei Söhne, Jünglinge von 18–20 Jahren. Hier war nichts Lächerliches, nichts Uebertriebenes, Pöffenhaftes zu sehen, wie man es sonst vielfach bei Leuten gewahrt, die sich

förmlich nachzerren lassen und dabei in klägliches Gewimmer ausbrechen. Wenn der Schmerz des Armen ungeheuchelt ist, wieviel mehr verdient er dann noch unser Mitleid! Wieviel Trost, Kraft und Stärke vermöchte der Glaube seiner Seele zu bieten, und jetzt ist alles eitler Prunk und schales Gepränge, bei dem nur der Teufel seine Rechnung findet. Endlich naht der Sarg; doch ihn selbst gewahrt man nicht, da er in eine Bahre, ähnlich unseren Katafalken, eingeschlossen ist. Rothcs Seidenzeug mit Goldstickereien und bunten, flatternden Bändern bedecken ihn. Ringsumher gehen Kinder mit Fähnchen und Blumenstäben, an denen sich Blüten befinden, die Lilien sehr ähneln. Den Schluß des langen Zuges bilden gegen zehn Tragstühle mit den Frauen der Familie, welche in die großen weißen Trauergewänder gehüllt sind. Jede Sänfte hat nur zwei Trä-

ger; davor und dahinter schreitet je eine Dienerin, gleichfalls im weißen Kleide. Unter all den weiblichen Angehörigen sah, vielmehr hörte ich nur zwei weinen. Es war ein Schluchzen oder ein lang angehaltener Schrei im Tone tiefster Trauer. Es war 10³/₄ Uhr, als die letzte Sänfte an mir vorübergetragen wurde. Sie werden es begreiflich finden, daß ich dem Zuge nicht folgte, der auf weiten Umwegen möglichst viele Straßen durchziehen muß, um allenthalben den Beweis großer Kindesliebe zu liefern. Auf dem Heimwege fand ich noch allenthalben viereckige Papierstücke mit vier, fünf und sechs Böchern am Boden liegen. Auch das hat seine Bedeutung. Diese Papierschnitzel werden vor dem Todten auf die Straßen geworfen; die Böcher bedeuten ebenso viele Sapelen (kleine Scheidemünzen), mit denen man die Geister besänftigen und dem Verstorbenen günstig stimmen



Die Höhen von Cotifa (Maroni).

will. Vor dem Sterbehaufe machte man mich noch auf einen weitem abergläubischen Gebrauch aufmerksam. Die Thüre, durch welche der Sarg hinausgetragen worden, war verschlossen, während die anderen weit offen standen. Es ist dies lediglich eine Vorsichtsmaßregel; die abgeschiedene Seele könnte ja versucht sein, in ihr altes Besitzthum zurückzukehren; deshalb versperrt man ihr die Thüre, wodurch sie hinausgegangen, um ihr so zu bedeuten, daß es für sie keinen Einlaß mehr gebe; außerdem wird so für die Ruhe der Ueberlebenden gesorgt. Man möchte fast sagen, es solle damit gleichfalls jede Erinnerung an den Todten abgeschnitten sein. Denn so groß auch drei Tage vor dem „Auszug des Todten“ die Vorbereitungen zum Schmucke waren, so wenig bemerkt man jetzt noch die geringste Spur von Trauer.

Man schwätzt, scherzt und unterhält sich vor den Thüren, als stünde man am Vorabende eines Hochzeitstages.“

Tongking.

Apostolisches Vikariat West-Tongking. Der folgende Brief berichtet die näheren Umstände, unter denen ein Missionär, P. Willar, im verfloffenen Herbst bei Nhan-Lo ermordet wurde:

„Am 30. October 1887 kamen des Morgens Christen aus Lang-Thanh nach Nhan-Lo, welche einen Priester für einen Kranken ihres Dorfes begehrt. Da der annamitische Pfarrer einen Anfall von Asthma hatte, war unser lieber Mitbruder P. Willar gleich bereit, den Krankenbesuch zu übernehmen. Das Dorf Lang-Thanh liegt in den Bergen, vier bis fünf Stunden

von Nhan-Lo. Der Pater wollte am gleichen Tage zurückkehren und bestieg daher ein Pferd. Glücklich hatte er dem Kranken die heiligen Sacramente gespendet und schickte sich zur Heimkehr an, als der Häuptling eines wilden Stammes ihn einlud, bei ihm etwas zu verweilen. Er that es und trank daselbst eine Tasse Thee. Dann machte er sich auf den Weg nach Nhan-Lo. Es war gegen 5 Uhr abends. Er ging zu Fuß und hatte den Diener mit einem Knaben vorausgeschickt. Etwa ein Duzend Schritte hinter ihm folgten einige Christen aus Lang-Chanh. So schritt er auf einem engen Pfade zwischen Gebüsch und hohem Graswuchs hin, als plötzlich ein Schuß fiel und die Begleiter des Missionärs zwischen dem Pulverdampfe hindurch den Pater zu Boden gestreckt erblickten. Außer sich vor Schrecken, flohen sie und kamen abends gegen 9 Uhr zum Missionshaus von Nhan-Lo. Auch die Christen von Lang-Chanh waren geflohen und hatten in ihrem Dorfe die traurige Nachricht verkündet. Als bald eilten mehrere Christen nach dem Orte des Mordmordes, wo sie die Leiche mit dem Antlitze gegen den Boden gewendet und mit einer großen Wunde am Halse fanden.

Auch von Nhan-Lo machten sich alsbald der Pfarrer, die Katechisten und manche Katholiken mitten in der Nacht auf den Weg. Man bewaffnete sich, da man den Mord einer Rebellenbande zuschrieb. Erst am folgenden Nachmittage brachten sie die Leiche nach Nhan-Lo zurück. Die ganze christliche Bevölkerung zog ihr entgegen und geleitete sie unter lautem Weinen nach der Kirche.

Gleich anfangs fiel der Verdacht des Mordes auf den Häuptling, der den Missionär zum Thee eingeladen hatte. Dieser Mensch war ein erklärter Feind aller Fremden und unterhielt beständig geheime Verbindungen mit den Aufständischen. P. Willar sah sich genöthigt, die Militärbehörden auf diese Umtriebe aufmerksam zu machen, und es ist wohl möglich, daß dieser Schritt dem Häuptling zur Kenntniß kam. Jedenfalls hat man ihn verhaftet und einen Proceß gegen ihn angestrengt; aber man mußte ihn wegen Beweismangels wieder freilassen.

Der Missionär muß nahezu plötzlich getödtet worden sein. Der Mörder hatte sich unmittelbar neben dem Pfade im hohen Gebüsch verborgen, und die Kugel war dem Opfer mitten durch den Hals gegangen. Wer nun auch der Mörder und welches seine Beweggründe gewesen sein mögen, unser Mitbruder ist in Ausübung seines Berufes gefallen. Er hat den Rosenkranz gebetet, als die Kugel ihn traf, wie er überhaupt gewohnt war, auf seinen Reisen zu beten. Man fand den Rosenkranz neben der Leiche. Die liebe Mutter Gottes wird also ihrem treuen Diener im Tode beigegeben haben, und er wird, wie wir zuversichtlich hoffen, jetzt bei ihr im Himmel weilen."

Aequatorial-Afrika.

Apostolisches Vikariat Tanganjika. Die Tagesblätter haben bereits über die Vorträge berichtet, welche Se. Eminenz Cardinal Lavigerie in der Kirche St. Sulpice¹ zu Paris, in der James-Hall zu London und in St. Gubula zu Brüssel hielt. Der greise, um die afrikanische Mission hochverdiente Kirchenfürst forderte in begeisterten Worten auf, dem greulichen Sklavenhandel, dem zur Schande der Menschheit jährlich immer noch etwa eine halbe Million Neger zum Opfer fallen, durch energische Schritte bei den theilhaftigen mohammedanischen Fürsten

und durch die Ausrüstung einer kleinen bewaffneten Macht endlich entschieden den Krieg zu erklären.

Die Sklavenjäger sind durchweg Mohammedaner. „Während unsere Blicke auf andere Länder sich richteten,“ führte der Cardinal aus, „hat der Islam seit fünfzig Jahren ungehindert, ohne Lärm und mit unermüdlicher Hartnäckigkeit halb Afrika erobert. In gewissen Gegenden, die uns am nächsten liegen, gründete er Reiche; andere Gebiete benützte er zur Sklavenjagd. Ich will aber durchaus nicht die Menschen an sich dafür anklagen. Ich lebe ja selbst inmitten von Mohammedanern, und wenn sie in mir auch ihren Vater nicht sehen, so betrachte ich sie doch als meine Kinder. Der Islam trägt die Schuld. Er lehrt, daß die Welt in zwei Rassen geschieden ist: die eine, die der Gläubigen, ist berufen, zu herrschen; die andere, die der Verfluchten, bestimmt, zu dienen. Unter den letzteren werden wieder die Neger als am tiefsten stehend betrachtet. In den Augen jener sind sie nichts Besseres als Vieh, für das Joch bestimmt.“

Zu den von den mohammedanischen Sklavenjägern besuchten Märkten gehören zunächst sämmtliche Städte im Innern von Marokko, wohin jährlich große Karawanen aus den Gegenden des Niger und des Tsad-Sees zu kommen pflegen. Die Sklaven werden daselbst öffentlich verkauft und gekauft. Ganz dasselbe geschieht in den südlich von den französischen Besitzungen, von Tunis und von Tripolis gelegenen Oasen, wo Käufer und Verkäufer ebenfalls meist Mohammedaner sind. Außerdem bildet noch Timbuktu den großen Centralmarkt und gemeinsamen Versorgungspunkt für den Sklavenhandel des nördlichen Afrika und der Provinzen im Süden und Westen vom Senegal. Auch in Aegypten, am Rothen Meere von Suakin bis Aden und Perim wird lebhafter Menschenhandel getrieben. Dorthin kommen die Sklaventarawanen aus dem Sudan, von Wadai, Darfur, Kordofan, und vom Osten und Norden des Nyanza. Arabische Barken holen sie heimlich des Nachts vom Ufer ab, um sie unter dem Schutze der Dunkelheit und unbemerkt von den wenigen hier kreuzenden französischen und englischen Schiffen nach der arabischen Küste zu bringen, von wo aus man sie dann durch das ganze islamitische Asien versendet. Seit den mit der Türkei abgeschlossenen internationalen Verträgen werden diese unglücklichen allerdings nicht mehr öffentlich, sondern insgeheim in bestimmten, den Käufern wie den Verkäufern besonders bezeichneten und genau bekannten Häusern verkauft. Starke Sklavenhandel findet soeben noch statt auf einer großen Menge von Märkten zwischen den großen Seen und der Küste von Sansibar, vom Ibo und Lindi im Sudan bis zu den Flüssen Juba und Mubichu an der Ostküste. Von da aus werden die Sklaven auf arabischen Barken am Ufer des Rothen Meeres entlang nach Asien geschafft. In den Gegenden östlich von der atlantischen Küste und auf der Grenze von Benguela herrscht in den Thälern des Liba und Kassai ebenfalls noch öffentlicher Sklavenhandel; seit Portugal die an den Ufern des Sambesi bestehenden Sklavemärkte verboten hat, wurden dieselben nach dem Zululand verlegt.

Als ein Beispiel, in welcher Weise diese entsetzlichen Sklavenjagen in unseren Tagen betrieben werden, theilte Cardinal Lavigerie den folgenden Auszug aus dem Tagebuch der unseren Lesern bekannten Missionsstation Ribanga am Tanganjika-See mit, welches Moinet aus der Gesellschaft der Missionäre von Algier geschrieben hat:

„Ribanga, 3. December 1887, Fest des hl. Franz Xaver. Der Vormittag verlief in gewohnter Weise; gegen Mittag aber

¹ Der in Paris gehaltene Vortrag ist in deutscher Uebersetzung erschienen. (Nagel, Druck von A. Jacobi. 19 S. 8°.)

erblicken wir auf den unsere Station umgebenden Hügeln Neger, die auf der Flucht zu unserem Tembe, der mit einem Erdwall umschlossenen Missionsstation, begriffen sind. Die ersten Ankömmlinge belehren uns, daß ein Sklavenräuber, ein Mulattenhäuptling aus dem Osten von Tanganjika, die Gegend überfallen habe. Viele Eingeborene, die von der Mission entfernt wohnen, flüchten mit ihrer Habe zu uns. Anfangs glaubten wir, es handle sich nur um einen blinden Lärm, wie es in diesen Gegenden oft vorkommt; aber gegen 8 Uhr sahen wir in der Ferne, auf dem Höhenzuge diesseits des Luvu-Flusses, der Grenze des Gebietes unserer Mission, eine Truppe von bewaffneten Mulatten und Negern in östlicher Richtung vorbeiziehen. Alle unsere Neugetauften fliehen in größter Eile zu uns. Wirklich sind es die Soldaten des Arabers Mohammed, welche eine ihrer gewohnten Sklavenjagden halten. Wir erfahren auch, daß sie zwei unserer Kinder geraubt haben. Als bald werden alle Maßregeln getroffen; der Tembe wird geschlossen und die Neger unserer Mission erhalten Schießbedarf. Etwa 20 von ihnen, an der Spitze der P. Superior und P. Bynde, gehen den Räubern entgegen, um sie aufzuhalten und Rechenschaft über ihren Einfall in das Gebiet der Mission zu fordern. Die übrigen mit P. Guillems und Bruder Jérôme bewachen das Haus und beruhigen die Flüchtigen. Ungefähr 250 m von unserem Walle angekommen, stößt unsere Vorhut auf die Ruga-Rugas, wie man hier die Sklavenjäger nennt, die mit einer rothen Fahne die Dörfer durchzogen, alles, die Menschen und ihre Habe, mitgeschleppt haben und nun eben einige zerstreute Flüchtlinge in einem mit hohem Graswuchs bestandenen Thalgrunde verfolgen. Man ruft ihnen zu, sie sollen anhalten, Unterhändler schicken und Rede und Antwort stehen, warum sie kommen und wer sie schicke. Statt zu antworten, schlagen sie eine andere Richtung ein und marschieren nach einem Dorfe am Tanganjika. Bald erscheint aber eine neue Bande von etwa 150 Mann auf den Hügeln des Luvu und schließt sich der ersten an. Wir waren etwa 10 Minuten von unserem Missionshause entfernt. Da wir uns nicht weiter vorwagen, sondern die Menschenräuber vor allem hindern wollten, in unsere eigene Umwallung einzubringen, gab der Vater den Befehl zum Rückzuge, der in guter Ordnung vor sich ging. Der hochw. Provikar schickte uns eine Anzahl Christen zur Hilfe, und da die Ruga-Rugas das Knattern der Flinten hörten, ließen sie uns ungestört in unsere Schanze zurückkehren. Während dieser ersten Zwischenfälle hatten all die armen Wilden des Landes, welche Vertrauen zu uns hatten, sich unter den Schutz der Mission geflüchtet, wohl wissend, daß sie draußen, wie immer, entweder zu Sklaven gemacht oder unheimlich ermordet werden würden. Andere waren auf den See geflohen oder hatten sich im hohen Grase versteckt. Unter den Frauen und Kindern unserer Christen war die Panik groß; aber sie vertrauten auf Gott und beteten. Die Zöglinge des Waisenhauses beteten in der Kapelle den Rosenkranz, während die Frauen im Hofe des Tembe alle ihnen bekannten Gebete herfragten. Die Männer unserer christlichen Dörfer erhielten reichlich Munition, zugleich aber Befehl, nicht hinauszugehen, sondern sich bereit zu halten, den Zugang zu unserer Verschanzung zu verteidigen, falls ein neuer Angriff geschehen würde, und eher die letzte Patrone durch die Schießscharten unserer glücklicherweise fertigen Umwallung zu verschießen, als die Frauen und Kinder, deren Leib und Seele wir dem Christenthum erkaufte, oder die armen Eingeborenen, welche Zuflucht bei uns gesucht, in die Hände der arabischen Räuber fallen zu

lassen. Mittlerweile versuchten wir, mit dem Feinde zu verhandeln, um zu erfahren, ob wirklich Mohammed, der sich unser Freund nennt, seinen Leuten befohlen habe, die Mission zu plündern, ob er nicht von Said Bargaſch, dem Sultan von Sansibar (dessen Tod damals noch nicht bekannt war), Befehl erhalten habe, uns in Ruhe zu lassen. Innerhalb unseres Tembe befinden sich ungefähr 100 Mann, welche mit Gewehren versehen waren (darunter ein Duzend Schnellfeuergewehre, aber mit wenig Patronen), nahezu 200 Wilde mit Lanzen bewehrt, 300—400 Frauen und ebenso viel Kinder, einschließlich unseres Waisenhauses, im ganzen etwa 1000 Köpfe. So stehen wir also in Wehr und Waffen und bewachen unsern Hügel, uns selbst unter den Schutz Gottes stellend. Aber die Nacht rückt heran; die Wangwana besetzen ohne einen Schuß die umliegenden Dörfer und rauben alles, was sie finden. Von der Höhe unseres Standpunktes konnten wir sie das Geflügel wegfangen, die Pflanzungen verwüsten und alles aus den Hütten fortschleppen sehen, was die Leute nicht in Sicherheit gebracht hatten. Mit unseren weittragenden Gewehren hätten wir sie leicht bei ihrer Plünderung beunruhigen können; aber wir zogen es vor, mit ihnen zu verhandeln, um das Loos unserer Christen sicherzustellen. Diesmal hörten sie auf unsern Ruf und antworteten, daß sie allerdings Leute Mohammeds seien und daß der Führer der Truppe bald ankommen werde. Wirklich traf dieser gegen halb 7 Uhr ein, und da er wegen eines wahren oder angeblichen Weinleidens nicht selbst bis zu uns kommen konnte, so schickte er uns einen Zettel mit der Nachricht, sein Herr habe von Said Bargaſch Weisung erhalten, nicht bei den Weißen zu plündern, und seine Truppe komme nur, die Neger des Landes zu bekämpfen. Zu gleicher Zeit schickte er uns eine eingeborene Frau, die Schwiegermutter eines unserer Christen, die in einer der Ortschaften gefangen genommen worden war, und ließ uns sagen, daß am nächsten Morgen früh alles geordnet werden solle.

Sonntag, 4. December. Gott sei Dank, die Nacht verlief ohne einen Ueberfall; die Wachen hatten keine feindliche Bewegung zu melden. Am frühen Morgen lasen wir die heilige Messe und empfahlen uns der seligsten Jungfrau, dem hl. Joseph, dem hl. Michael und den Schutzengeln. Gegen 7 Uhr begaben sich der P. Provikar und P. Bynde in eines der gestern verlassenen Dörfer zu dem Anführer der Räuber. Dieser Lieutenant Mohammeds ist ein Mulatte von kleiner Gestalt, zwischen 25 und 30 Jahren, mit kleinem schwarzem Barte und stark bronzirter Haut. Kaum in die Hütte hineingeführt, fragt ihn unser P. Provikar, ob er so die Befehle des Sultans von Sansibar ausführe, daß er fast bis unter unsere Mauern das Land verwüste. Der Mulatte ergeht sich in Entschuldigungen: er sagt, er habe seinen Leuten befohlen, nicht bei uns zu plündern und unsere Kinder nicht zu verfolgen; seine un Disciplinirten Ruga-Rugas hätten, ganz gegen seinen Willen, wahrscheinlich das Land von Pora und das unserige verwechselt. Der Vater verlangte nun, daß man die unseren Neugetauften geraubten beiden Kinder herausgebe, was denn auch geschah. Genug, man verständigte sich, dank der Festigkeit des Paters, in Güte, und der Anführer verbot seinen Leuten, etwas auf unserem Boden anzurühren, wie er auch unsere Leute aufforderte, alle Marodeure zu verjagen. Beim Abschied der Patres versprach Wana Masubi einen Gegenbesuch für den Nachmittag. Er kam wirklich mit seinem Gefolge, einem Duzend Räuber; wir ließen aus Vorsicht diese aber nicht mit eintreten. Der Häuptling hatte aus dieser Veranlassung seine Parade-Uniform angelegt, eine

lange rothe Weste, wie sie die Lakaien der großen Herren in Europa wohl tragen. Er schwätzt viel und antwortet auf unsere zahlreichen Fragen nach den Gegenden, die er verwüstet hat, nach dem Kuando des Nordens, nach den Seen Kiro und Kangaro, dem Manyema, dem Unyabemba, dem Ubudjwe u. s. w. Er bittet wie alle Leute seiner Rasse; wir verweigern ihm sehr entschieden die erbetenen Patronen und gewähren ihm ein Paar Pantoffeln, alte Schuhe und eine leere Flasche, um welche er dringend bittet.

Aber am Abend erleben wir von unserem Hügel herab das traurige Schauspiel einer Sklavenjagd in unserer Umgebung: überall flammen die Dörfer, überall fliehen die Verfolgten nach dem See. Die Banditen kehren zurück, beladen mit Hühnern,

Ziegen, Bündel von Fischen. Ein Trupp von etwa 30 Räubern durchstreift unter unseren Augen die Hügel und Niederungen am Flusse Maongolo, wo die armen Flüchtlinge sich verborgen haben; sie kehren zurück, Frauen und Kinder gefesselt vor sich hertreibend. Es ist ein schrecklicher Anblick. Man möchte diese herzlosen Banditen niederschließen, welche mit roher Gewalt menschliche Wesen rauben, um sie in die schrecklichste Sklaverei des Leibes und der Seele zu bringen. Wahrscheinlich wäre es uns auch gelungen, manche zu befreien; aber das wäre offener Krieg, und die Mission würde verloren sein. Ach, wann wird doch irgend eine europäische Macht sich entschließen, diesen verurtheilten Sklavenhandel mit allem daraus entspringenden Elend zu vernichten? Ein Detachement von 100 gut bewaffneten und



Orkan auf der Küste von Lamatave.

an das Klima gewöhnten europäischen Soldaten würde in Zeit von 14 Tagen mit dieser ganzen greulichen Horde (ein Haufen von 200—300 Briganten), welche Schrecken durch alle Länder von Tabora über Udschidschi bis nach Manjema und am ganzen Tanganjika bis zum Albert-Nyanza verbreitet, ausgeräumt haben. Wenn die Berliner Konferenz und die Schritte der Gesandten so wenig vermögen, so muß man leider eingestehen, daß der Einfluß Europa's in Afrika nicht groß ist. Aber was können wir arme Missionäre thun, was anders als zu Gott beten für die armen Schwarzen und deren schlimmste Feinde: die Araber und die Mulatten! Am Abend dieses traurigen Sonntages, den wir nie vergessen werden, sandte der P. Superior den P. Syncke in das Araberlager, um zu verlangen, daß man diesen Greueln schleunigst ein Ende mache

und daß man die Truppe so rasch wie möglich abziehen lasse, damit unsere christlichen Neger in ihre Ortschaften, wo fast alles zerstört war, zurückkehren könnten. Der Anführer, welcher unfähig ist, Ordnung in den Reihen seiner Schurken zu halten, versprach, am andern Morgen früh abzumarschiren, und stellte uns anheim, von den Opfern der heutigen Jagd so viele Frauen und Kinder loszukaufen, als wir bezahlen konnten. Alles, was wir besaßen, wurde dazu verwendet. Welche Freude bei den Auserwählten, die an ihren Herd zurückkehren dürfen; aber auch welche Verzweiflung bei den armen Unglücklichen, denen keine Befreiung zu theil wird und die mit Gewalt, laut schreind, gefesselt fortgeschleppt werden! O warum besitzen wir nicht genug, um sie alle befreien zu können!

Montag, 5. December. Noch einmal: Gott sei gelobt! Heute,

morgens 7 Uhr, sind die infamen Mörder unserer friedlichen Bevölkerung mitten in strömendem Regen abmarschirt, die Verwünschungen aller Eingeborenen mit sich nehmend. Sie zählten nahezu 300; die Sklaventarawane bildete das traurige Gefolge. Eine arme Alte klammert sich im Vorbeigehen an den Kleibern des Bruders Hieronymus fest und bittet schreiend, ihr zu helfen; er kann es nicht, und sie wird hinweggerissen wie ein Stück Vieh, mit dem Strick am Halse . . . Wir konnten sie nicht mehr loslaufen. Die Reihe war ziemlich lang; die Nachhut blieb bis nach dem Regen; wir wünschen ihr weder Lebewohl noch auf Wiedersehen. Die Unmenschen sind jetzt in das Gebiet von Uembe gefallen, wo man von weitem ihren Marsch an den Feuersbrünsten erkennt. Diese traurigen Bünde lassen

nichts Lebendes hinter sich; alle Dörfer, wohin wir vor den Tagen noch Katechismusunterricht erteilen gingen, sind jetzt wüst und entvölkert. Eine arme Frau, welche von den Rugas gefangen war, stirbt eben unter unseren Augen. Sie hatte sich verzweifelt gewehrt und wollte sich nicht anketten lassen, da richtete ein Bandit kaltblütig seine Pistole auf sie und schoß sie durch die Brust. Sie stürzte tödtlich verwundet zusammen. Wir hoben die sich in schrecklichen Schmerzen Windende auf und trugen sie in die Mission. Sie hatte bereits etwas Religionsunterricht genossen; wir sprachen zu ihr vom Himmel und von der Taufe. Sie verlangte diese und starb ruhig als Christin . . . O Gott, wer wird uns von diesen schrecklichen Zuständen befreien! . . .“



Schiffsbruch des Dayot bei Tamatave.

Sudan.

Ueber das Schicksal der Gefangenen des Mahdi hatten wir schon länger keinerlei zuverlässige Nachrichten. Nun bringen „Petersmanns Mittheilungen“ (Heft VII) den folgenden, leider noch immer sehr traurigen Bericht Dr. W. Junkers, den wir unverändert abdrucken mit der einzigen Bemerkung, daß das Urtheil über die gefangenen Missionäre und Schwestern: „Sie sind schwach und vor allem sehr furchtsam“, wohl richtiger also gefaßt würde: „Sie sind geduldig, und der Feind weiß, daß er von ihnen nichts zu fürchten hat.“

„Aus Chartum sind endlich im Mai dieses Jahres sichere Nachrichten über die Lage der dort in Gefangenschaft zurückgehaltenen Europäer nach Kairo gelangt und durch Dr. W. Junkers’

Vermittlung zu unserer Kenntniß gekommen. Bald nacheinander trafen zwei Boten aus Chartum in Kairo ein, welche kleine Zettel von Elatin-Bei, dem österreichischen Missionär Ohrwalder und von der Wittve eines früheren ägyptischen Beamten überbrachten; diese Zettel enthielten Anweisungen an die ägyptische Regierung und an die katholische Mission über Summen, welche die Aussteller von dem Boten empfangen hatten; die Zahlung wurde anstandslos geleistet, da die Briefe Ohrwalders und Elatins deutsch, respective italienisch geschrieben waren und die Handschrift der Verfasser erkannt wurde. Sowohl aus dem Briefe Ohrwalders als auch aus den mündlichen Berichten der Boten geht hervor, daß das Schicksal der Europäer in Chartum ein höchst trauriges, ja eigentlich ein entsetzliches ist.

Die Missionäre und Schwestern befinden sich in verhältnißmäßig erträglicher Lage, denn sie sind frei und können durch Arbeiten ihr Leben fristen; meistens kochen sie Bohnen mit Del (*Fool medemmis*), welche sie dann auf offener Straße in der Nähe des Hauses des Mahdi feilbieten. Man kümmert sich nicht viel um sie, weil sie schwach und vor allem sehr furchtsam sind. Lupton: Bei muß im Arsenal wie ein gemeiner Araber arbeiten und gerade die niedrigsten und schwersten Arbeiten verrichten, d. h. Lasten tragen oder wälzen, schaufeln, ziehen, lehren zc. Dabei ist er ohne Kleider und Schuhe, nur mit arabischer Unterhose (*elbas*) und Filzkappe bekleidet. Seit kurzer Zeit hat sich sein Loos etwas gebessert, indem er jetzt beim Geldmünzen beschäftigt ist. Europäisches und ägyptisches Geld hat keine Gültigkeit, sondern der Mahdi läßt eigene Münzen prägen. Slatin muß den Sais, d. h. Vorläufer, des Mahdi Scheich Khalifa machen. Barfuß und halbnackt, nur mit kurzen Unterhosen und einem Stück grünen Zeugens um die Schultern bekleidet, Lanze und eine kleine Fahne tragend, muß er dem Pferde des Mahdi vorlaufen und diesem beim Auf- und Absteigen den Steigbügel halten. Bei jeder Gelegenheit hat er Beschimpfungen durch den Mahdi zu erdulden, welcher seiner Umgebung dadurch zu imponiren sucht, daß ein Christ, ein früherer Gouverneur und Pascha ihm, dem Mahdi und Propheten, jetzt den Steigbügel halten und den Sais machen muß. Neufeld liegt in Ketten; zweimal bereits hat man ihn gefesselt an den Galgen geführt, hat ihm eine Schlinge um den Hals geworfen und ihn dann, aus Niederrichtigkeit oder um ihm Angst zu machen und so etwas aus ihm herauszupressen, ein Stück in die Höhe gezogen und einige Sekunden in Todesangst hängen lassen. Dann wurde er wieder heruntergezogen und unter Geschrei und Hohn Gelächter mit der Drohung, daß diese Behandlung noch öfter wiederholt werden sollte, wieder gefesselt ins Gefängniß geführt. Eine ähnliche Behandlung hatte der frühere Diener Sedendorffs und einstmalige preußische Unterofficier Klotz zu erdulden, welcher vor circa 12 Monaten gestorben ist. Die in Chartum zurückgebliebenen Orieden, Syrer, Kopten und Aegyptier sind in traurigen und zerlumpten Verhältnissen und müssen die niedrigsten Arbeiten verrichten.

Elend, Mangel an Geld, Kleidung und Nahrung herrschen in Chartum, dazu ist Streit und Zwietracht zwischen der Partei des Mahdi und dem Anhange anderer Großen ausgebrochen. Einmal hat bereits ein Häuptling offen revoltirt, sich aber wieder unterworfen, als er, nachdem die beiderseitigen Truppen sich gegenüberstanden, erkannte, daß die Macht des Mahdi bedeutender und besser bewaffnet war als sein Gefolge. Nach kurzer Unterhandlung wurde Friede geschlossen, aber wenige Tage darauf wurde der betreffende Häuptling nachts überfallen und aufgehängt. Ueberhaupt ist das Hängen und Morden in Chartum an der Tagesordnung. Wer Tabak raucht oder verkauft, wer Handel treibt, wer sein baares Geld nicht ausliefert, wer Getreide aufhäuft oder verbirgt — wird gehängt. Durch derartiges Vorgehen wird die allgemeine Unzufriedenheit natürlich gesteigert.

Der Bote sagt: Wenn 500 Mann türkische oder ägyptische gut bewaffnete Truppen ohne Engländer von Wadi Halfa an die feindliche Grenze rücken und den Beweis liefern, daß die Bekämpfung des Mahdi ernstlich betrieben werden soll, so würden ihnen am ersten Tage 300 Rebellen, am zweiten Tage 1000, nach einigen Tagen bei weiterem Vorrücken in Nubien ganze Stämme und Völkerschaften zufallen, und bei der Ankunft

vor Chartum würde ein Heer von 10 000 Mann sich sammeln haben; in der Stadt selbst würden sich alle, mit Ausnahme des Mahdi und einiger hundert Fanatiker, ohne Schwertstreich dem anrückenden Heere ergeben. Schon vor einem Jahre hat Abd-el-Kader Pascha (von Mai 1882 bis März 1883 Generalgouverneur des Sudan) sich erbotten, mit 5000 Mann ägyptischer Truppen und 20 000 Pfund Sterling die Wiedergewinnung des Sudan zu unternehmen, und hatte seinen Einzug in Chartum binnen 3 Monaten in Aussicht gestellt. Aus politischen (?) Gründen wurde dieses Anerbieten abgelehnt und todtgeschwiegen.

Mit Geld ist im Sudan nichts zu machen, d. h. Lösegeld wird nicht angenommen. Jedem, welcher mit Geld oder Waaren nach Chartum reisen wollte, einerlei ob Christ oder Moslim, ob Freund oder Feind, wird einfach alles weggenommen, schon bevor er dorthin gelangt, durch die dazwischen wohnenden Stämme, welche unter der Schreckensherrschaft der Mahdisten verarmt sind und an allem Mangel leiden. Ebenso würde es vollständig nutzlos sein, Verhandlungen über die Auslieferung der Gefangenen auch nur anzuknüpfen zu wollen. Selbst wenn der Mahdi seine Einwilligung geben sollte, so würde der ihn umgebende Große Rath seine Zustimmung verweigern. So soll im vorigen Jahre, wie Slatin dem Boten mittheilte, der Mahdi nicht abgeneigt gewesen sein, den Vorschlag eines Scheichs aus Berber, welcher auf Wiederanknüpfung von Handelsverbindungen mit Aegypten abzielte, anzunehmen; der Große Rath hat aber denselben energisch und mit Abscheu zurückgewiesen.

Ein Zweifel an der Wahrheit aller dieser Mittheilungen kann heute nicht mehr bestehen. Die ägyptische Regierung und der englische Geschäftsträger haben anstandslos die überbrachten Anweisungen ausgezahlt. Der erste Bote, welcher mehrere Wochen in Kairo sich aufgehalten hat, konnte am 5. Juni seine Rückreise nach Berber antreten; außer einer bedeutenden persönlichen Belohnung empfing er größere Summen für die Gefangenen, für deren Betrag er in Berber Waaren kaufen und welche er, als Derwisch verkleidet, nach Chartum schaffen wird, um aus dem Erlöse den angewiesenen Betrag auszus zahlen. Außerdem ist er Ueberbringer von je einem kleinen Zettel an Slatin, an Lupton und an die Missionäre; diese Zettel, welche nur etwa viermal so groß wie eine Briefmarke sind — größere Schriftstücke wagte er ebensowenig nach Chartum zu bringen, als von dort mitzunehmen — und nur Angaben über die gefandten Gelder und Anfragen über frühere Sendungen enthalten, hat der Bote in seine Kleider eingnäht.

An Versuchen, die Befreiung der Gefangenen herbeizuführen, hat es allerdings nicht gefehlt, dieselben sind jedoch lebendig von Privatpersonen ausgegangen, und ganz besonders ist die katholische Mission nach dieser Richtung unausgesetzt thätig gewesen. Sie hat sogar die Vermittlung des türkischen Sultans und des Großscherifs von Mekka angerufen, jedoch ohne Erfolg, weil es erwiesen ist, daß der Mahdi, welcher sich für den wahren Propheten hält und deshalb als über Sultan und Scherif stehend betrachtet, auf deren Empfehlung gar nichts geben würde. Eine solche Vermittlung könnte höchstens eine Verschlimmerung in der Behandlung der Gefangenen herbeiführen.

Noch verhängnißvoller würde die Ausrüstung einer neuen kriegerischen Expedition, die den Gewalthabern in Chartum nicht unbekannt bleiben könnte, für die Gefangenen werden. Im günstigsten Falle, d. h. wenn die Expedition Erfolg haben und bis nach Chartum vordringen sollte, würden sie als Opfer für die

Wiedergewinnung des Sudan fallen. Der wahnwitzige Fanatismus der Mahdisten würde eine Auslieferung der Gefangenen, selbst um den Preis der Milberung ihres eigenen Looses, nicht zugeben. Die Befreiung der Gefangenen muß unbedingt jedem Versuche der Wiederoberung des Landes vorausgegangen sein.

Es kann somit einem Zweifel nicht unterliegen, daß die Befreiung durchaus keine leichte Sache ist; es sind Schwierigkeiten zu beseitigen, welche nur der gründliche Kenner der sudanesischen Verhältnisse zu würdigen weiß. Aber noch sind nicht alle Mittel erschöpft, auf friedlichem Wege die Befreiung der Gefangenen zu ermöglichen; eine öffentliche Besprechung dieser Mittel kann nicht angebracht erscheinen, da dieselbe jedenfalls die Haltung des Mahdi, welcher durch seine Anhänger und Spione über alle Vorgänge in Kairo genau unterrichtet ist, beeinflussen und somit das Gegenteil der Absicht erzielt werden würde. Ist es aber der ägyptischen oder richtiger der englischen Regierung, deren Befehle in Ägypten maßgebend sind, ernstlich darum zu thun, Slatin, Lupton und die übrigen schuldlosen Opfer englischer Politik aus ihrer traurigen Lage zu befreien, so wird man sich über diese Mittel und Wege mit den Kennern des Sudan leicht verständigen.

Es ist für ganz Europa — an erster Stelle natürlich für England — entwürdigend, daß solche Zustände im Sudan herrschen und unbeachtet bleiben; daß ein Land, welches seit dreißig Jahren dem Handel und einer gewissen Civilisation und Cultur erschlossen war, ohne Grund aufgegeben und der Barbarei preisgegeben wird, während es bei gutem Willen ein Leichtes wäre, das ganze Land wiederzugewinnen und eine ganze Reihe von tüchtigen Europäern aus schmachtvoller Knechtschaft zu befreien. Lupton ist Engländer, Neufeld Deutscher, Slatin Oesterreicher, die drei Missionäre und vier Nonnen sind Oesterreicher und Italiener, auch mehrere Griechen weilen noch in Chartum; also verschiedene Culturstaaten Europas sind unter den Gefangenen des Mahdi vertreten, und doch rührt sich keine Hand zu ihrer Befreiung. Vor zwanzig Jahren ließ das Britische Reich eine Reihe von Europäern durch Napiers berühmten Feldzug aus der Gefangenschaft des Königs Theodoros von Abessinien befreien; heute schmachten Europäer seit 4—6 Jahren in der Gefangenschaft unter einem fanatischen Feinde, und gerade England ist es jetzt, welches Gordon geopfert, welches Ägypten zur Aufgabe des Sudan gezwungen und damit die Erlösung der Gefangenen verhindert hat."

Afrika.

Apostol. Vikariat Madagaskar. Die große ostafrikanische Insel wurde am 22. Februar von einem furchtbaren Orkan heimgesucht. Wie P. Lacomme S. J. schreibt, war die Hafenstadt Tamatave nach demselben kaum mehr zu erkennen, wie bei der dort gebräuchlichen leichten Bauart unschwer zu begreifen ist. Die Missionäre beklagen den Verlust von drei Gebäuden. „Die Mädchenschule, welche von 80 Kindern besucht wurde, eine ganz neu errichtete Knabenschule und ein großes Vorrathshaus, das der ganzen Mission von Madagaskar diente, liegen in Trümmern. Von den Bäumen, die der Sturm entwurzelt hat, und von ähnlichem kleinern Mißgeschick rede ich nicht. Glücklicherweise haben wir kein Menschenleben zu beklagen. Ganz anders sind die Verluste auf der Rhee, da sämtliche Schiffe, die daselbst vor Anker lagen, scheiterten. Der Dapot, ein großer Regierungsdampfer, wurde mit 2 Segelbooten

auf die Riffe geschleudert; doch konnte die Mannschaft gerettet werden. Aber 4 Küstenfahrzeuge sind mit Mann und Maus versunken.“ (Vgl. die Bilder S. 220 u. 221.)

Westafrika.

Apostol. Vikariat Senegambien. P. Montel aus der Congregation vom Heiligen Geist und heiligsten Herzen Mariä schreibt über eine Wallfahrt zu U. L. Frau von der Befreiung, welche am Kap Naze gegründet wurde:

„Einer der gefährlichsten Punkte, welche von den Negern des Senegal am meisten gefürchtet wird, ist Kap Naze, etwa 48 km nördlich von Joal und 40 km südlich von Dakar. Das Vorgebirge hält den Wind ab, der vom offenen Meere her weht, und wenn die Küstenfahrzeuge nicht weit genug auf die hohe See gehen, hält sie Windstille oft lange in der Bucht gefangen, und falls es ihnen gelingt, das Kap zu umsegeln, werden sie nicht selten von den hohen Wogen der Brandung gefaßt und an den Strand geschleudert, wo sie an den Felsriffen zerschmettern. Wer auf einem von Negern bemannten Kutter vorüberfährt, hüte sich wohl, mit dem Finger auf das Vorgebirge zu zeigen; alle werden ihm sonst zurufen, er erzürne den ‚Gur-Gi‘, den Geist des Kap, und derselbe werde in seinem Grimme die Fahrt vereiteln.“

Seit 3 Jahren arbeitet ein muthiger Missionär an der Bekehrung der Bewohner dieses Küstenstrichs. Dieselben heißen Serers Nones und sind eines der unbändigsten, wildesten und abergläubigsten Völker von Senegambien. Noch vor kurzem wagten sie es, um etwas Schnaps zu erobern, im Dickicht Karawanen zu überfallen und auszuplündern. Die Zauberer haben zu Seren, wo mein Mitbruder seinen Wohnsitz aufschlug, einen großen Einfluß, ebenso zu Popugia, einem Dorfe auf dem Vorgebirge, und zwar in dem Grade, daß er mehr als einmal Todesdrohungen hören mußte.

Um den Eifer dieses Missionärs zu unterstützen, hat Msgr. Picarda, der Apostol. Vikar von Senegambien, beschlossen, diese Küste unter den ganz besondern Schutz des ‚Meeressternes‘ zu stellen und eine Kapelle unter dem Titel U. L. Frau von Delivrande daselbst zu bauen. Bevor der Bischof nach Senegambien kam, hatte er nämlich zu Morne-Roupe auf Martinique lange Zeit den Dienst an einer solchen Wallfahrtskapelle U. L. Frau von Delivrande. Eine fromme Dame kaufte ihm, als er sich zum Empfange der bischöflichen Weihe in Frankreich aufhielt, die Statue.

Am 21. Mai verließen 6 Fahrzeuge mit Pilgern aus Dakar, Saint-Louis und Gorée die letztgenannte Stadt. Zahlreiche Schaaren kamen auch zu Lande aus St. Joseph und Ndianba. Gegen 7 Uhr entfaltete sich die Proceßion; der Bischof wurde vom Ufer nach dem für die Feier errichteten Zelte geleitet; ununterbrochene Flintensalven begrüßten ihn. Gleich nach der Segnung des Bildes begann die Pontificalmesse; 150 Pilger nahen sich bei der Communion dem Tische des Herrn, und zum Schluß erteilte der Bischof den päpstlichen Segen. Doch das Hauptfest war nachmittags; da empfingen 40 Erwachsene aus der Schaar dieser ehemals so wilden Serers Nones die heilige Taufe. Sehr getröstet und Gott lobpreisend kehrten die Pilger zurück; war doch noch letztes Jahr die ganze Bevölkerung von Kap Naze heidnisch, während jetzt bereits 70 Christen sind. Es wird P. Strub schon noch gelingen, den ‚Gur-Gi‘ gänzlich von dieser Küste zu verbannen.“

Miscellen.

Ein ehrendes Zeugniß für die katholischen Missionäre in Ostindien entnehmen wir dem Rechenschaftsbericht der dritten Versammlung der Gesellschaft protestantischer Missionäre zu Batavia: „Man kann es nicht läugnen, Rom macht in Indien beunruhigende Fortschritte. Festgeschlossen wie die macedonische Phalanx dringen die Katholiken vor und erkämpfen Sieg um Sieg. Als Kirche macht die römische Kirche einen günstigeren Eindruck auf das Gemüth der Eingeborenen, als irgend ein unter dem Namen protestantische Kirche bekanntes Institut. Den mißlichen Umständen zum Trost bietet uns die römische Kirche wenigstens das Bild einer wahrhaft einen Kirche. Sie hat nur ein Bekenntniß; ihre Priester und Diener widersprechen sich nicht öffentlich; was der eine als Glaubensartikel hält, wird ihm kein anderer abstreiten. In ihrer Einrichtung ist sie der unserigen weit überlegen. Der Obere unseres höchsten kirchlichen Instituts wird von der Regierung bestellt und ist gewöhnlich irgend ein Staatsrath; an der Spitze der römischen Missionen steht ein Bischof, der vom Heiligen Stuhle ernannt ist und von der Regierung anerkannt wird. Dieser Bischof ist meistens im Lande selbst ergraut, er besitzt eine wirkliche Autorität und regiert mit fester, achtungsgebietender Hand. Die Selbstlosigkeit der Priester Roms ist wahrhaft bewundernswerth; man sieht sie das Gehalt, welches die Regierung einigen von ihnen auswirft, brüderlich theilen. Diese Missionäre haben Schulen in allen Städten; ihre Anstalten sind in mehr als einer Beziehung ausgezeichnet, alle Welt schätzt sie, und mancher Protestant schreckt nicht vor einer klösterlichen Erziehung seiner Kinder zurück. Die Klosterfrauen bilden die ihrer Sorgfalt anvertrauten Mädchen mit wirklich großem Tacte aus, und selten findet man eine ihrer Schülerinnen, die nicht mit der größten Liebe von diesen Schwestern spricht. Der Eifer, womit die

römischen Priester Spitäler und Gefängnisse besuchen, verbient alles Lob. Die Armee äußert sich nur in einer Stimme über ihre Herzlichkeit und über ihren Opfergeist. Daher ruht denn auch das günstige Urtheil der Oeffentlichkeit und der Regierung. Diese Priester zeigen sich überall voll Muth und Ueberzeugung, überall sehen sie die Zahl ihrer Anhänger wachsen. Sie wissen sich selbst den Materialismus und den Indifferentismus, der in diesen Ländern herrscht, zu nütze zu machen. Das kommt aber nur von den gemischten Ehen her. Wie viele Protestanten, denen der Protestantismus gleichgültig geworden ist, fügen sich den Forderungen ihrer katholischen Verwandten, welche unter dem Einflusse der Priester Roms stehen, und lassen ihre Kinder in der römischen Religion erziehen!“

Katholische Mädchenschulen in Konstantinopel sind heute schon recht zahlreich. Die barmherzigen Schwestern gründeten bereits 1845 eine Mädchenschule in Top-Hane, eine andere 1846 zu Laxim, eine dritte 1847 zu Bebel, etwa eine Stunde von Konstantinopel am Bosporus, 1859 eine vierte in Galata. Diese Anstalten werden von 1700 Mädchen besucht, von denen aber kaum 4 Procent eine kleine Vergütung entrichten. Der vierte Theil empfängt unentgeltlich Kost und Wohnung, 918 davon sind katholisch. Die Schwestern von der Himmelfahrt (Sœurs Oblates de l'Assomption) gründeten 1883 in Stambul selbst zu Kum-Kapu eine Anstalt für 100 Schülerinnen, welche monatlich 10 Piafter (etwa 2 Mk.) bezahlen. In demselben armen muslimännischen Quartier unterhalten sie ein Waisenhaus mit 20 Kindern. — Zu Mekri-Keut haben italienische Dominikanerinnen eine Mädchenschule. 1872 gründeten die Franziskanerinnen zu Pera ein Pensionat und eine Schule für Externe, welche von 150 Mädchen besucht wird.

Für Missionszwecke.

Für die dürftigsten Missionen:	Mart.
Von J. M. R.	100.—
Von R. N.: „Zur Ehre des hl. Joseph“	10.—
Von Scharlouis	20.—
Von Gms	30.—
Von Nic. Geise in Buffalo, N. Y.	12.—
Von R. M. in E.	20.—
Von Pfr. Oberwaller in Unterriffingen	25.—
Von Jakob Neumann in Marlenjerna	20.—
Von Cooperator Jaunhaber in Feldchten	10.—
Für die Missionen in China, Tongking und Indien:	
Von Saltern	16.50
Von Pfr. R. N., Diocese Notenburg	100.—
Von Weinbeck: „In honorem Jesu, Mariae et Josephi“	15.—
Von R. M. in E.	20.—
„Date, et dabitur vobis!“	68.45
Durch P. B. in Landshut	100.—
Für die Missionen in Palästina:	
Durch P. B. in Landshut	100.—
Für nothleidende Missionspriester zur Verfolgung von hl. Messen:	
Von J. A. J.	9.97
Durch die „Niederbayer. Volksz.“ in Passau	100.—
Durch Pfr. Mittermayer in Martinszell	80.—
Von Kaplan Söpler in Seibegg	20.—
Von Kaplan Kemmlinger in Ertigen	47.70

Für die Missionen in Brasilien:	Mart.
Von A. Stephan in Proskau	5.—
Von A. Kleinert in Jottwitz	9.—
Von Gräfin Spee, geb. Gräfin Nesselrode	250.—
Von Expositus Zacher in Oberkreuzberg	87.60
Von Pfr. Oberwaller in Unterriffingen	40.—
Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):	
„In honorem beat. Mariae Virg., sine labe orig. conceptae“	10.—
Durch B. Herder in St. Louis, Mo.	41.—
Von R. M. in E.	20.—
„Date, et dabitur vobis!“	28.—
Für die Missionen in Afrika:	
Von Expositus Schnabel in Unterligbach	122.—
Von Pfr. Oberwaller in Unterriffingen	10.—
Durch das Missionshaus Stehl	10.—
Durch P. B. in Landshut	50.—
Für die deutsche Mission in Brasilien:	
Durch P. A. C. in Graeten	300.—
Für Nordische Missionen:	
Von Dr. J. Amberger, Domkapitular in Regensburg	50.—
Für den Kindheits-Jesu-Verein:	
„Ad maiorem Dei gloriam“	200.—
„Heilighes Herz Jesu, hilf!“	2.—
Für den Franziskus-Zaverius-Verein:	
Von Pfr. Straub in Zinneringen	5.—

Für den Bonifacius-Verein:	Mart.
Von R. M. in E.	20.—
Von Pfr. Oberwaller in Unterriffingen	10.—
Für Kostauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von R. M. in E.	20.—
Durch Beneficiat Schoofs in Biberich	69.50
Von P. B. in Landshut	20.—
Von G. Maliste in Brocton	3.—
Von Pfr. Oberwaller in Unterriffingen	15.—
Für Kostauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von Cath. Th. in Trier	3.—
Von Pfr. Straub in Oberlabion	20.—
Von Pfr. Schneider in Ailingenberg	5.90
Von G. Maliste in Brocton	3.—
Pro Papa:	
„Unbesetzte Empfängniß, bitte für den Heil. Vater und die ganze katholische Kirche“	15.—
Von Pfr. Straub in Zinneringen	25.—
Für verschiedene Zwecke:	
Von Mähen	12.—
„Date, et dabitur vobis!“	35.—
Von R. M. in E.	15.—
Durch das Missionshaus Stehl	5.—
Von Pfr. Stein in Siggen (für Southam)	50.—
Von Pfr. Stein in Siggen (für Kopenhagen)	50.—
Von Pfr. Stein in Siggen (für Südbrasilien)	48.—
Von Weber in Wittenberg	10.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **J. J. Sauter**, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg im Breisgau. — Redactionschluss und Ausgabe: 15. September 1888.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.